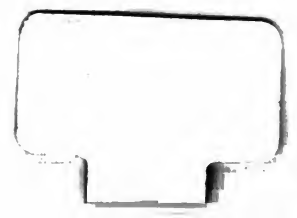
# LOSE BLÄTTER AUS DER CULTURGESCHICHTE

Joseph Eduard Wessely





# Lose Blätter

aus

# der Culturgeschichte.

---

Von

J. E. Wessely.



Berlin.
Verlag von Richard Hanow.
1882.

# Inhalts-Verzeichniß.

# Vorwort.

Wenn irgend ein Vortrag durch den Druck veröffentlicht wird, da pflegt in den meisten Fällen der Verfasser die Herausgabe mit dem Umstande zu entschuldigen, daß freundliche Zuhörer und liebe Freunde ihn dazu aufgefordert haben. Einen ähnlichen Grund zur Herausgabe folgender Blätter kann ich, wenn ich aufrichtig sein will, nicht anführen. Die einzelnen Artikel sind im Laufe mehrerer Jahre in verschiedenen Zeitungsblättern erschienen. In Stunden ruhigen Behagens entstanden, sind es lose Blätter aus dem großen und reichen Gehege der Culturgeschichte; diese ist also das bindende Glied für die Verschiedenartigkeit der behandelten Materien. Wenn sie auch keinen Anspruch auf eine streng wissenschaftliche Arbeit erheben dürfen, so werden sie doch neben dem großen Gemälde der Völkercultur als bescheidene Skizzen ihren Zweck erfüllen können, irgend welche den höchsten Aufgaben ferner liegende Gebiete in's Licht zu stellen. Daß sich dabei Ernst mit

Humor paart, liegt im Charakter der gewählten Stoffe. So ganz ohne Absicht habe ich indessen die losen Blätter aus den Repositorien der Zeitungs=Redactionen nicht hervorgeholt und in vielfacher Umarbeitung zusammengefaßt; ich hatte meine vielen Freunde im Sinne, denen ich damit am Niclasfest ein kleines Geschenk darbringe, nicht ohne die eigennützige Bitte, sich des Verfassers freundlich zu erinnern. Sollte ich mir auf diesem Wege irgend einen neuen Freund erworben haben, so ist die Sünde, die ich mit dem Büchlein allenfalls begangen, vollkommen gesühnt.

**Braunschweig,** am Fest des h. Nicolo 1881.

**Der Verfasser.**

## 1. Aus alten Stammbüchern.

Jedermann kennt die Scene in Goethe's „Faust", darin der fahrende Schüler dem Mephisto, den er für den Doctor hält, sein Stammbuch hinhält, mit der Bitte, daß er seinen Spruch darin eintrage:

> Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
> Kann man getrost nach Hause tragen.

Goethe hat in dieser Scene mit Sachkenntniß ein culturgeschichtliches Factum benutzt. Die Sitte, Stammbücher anzulegen, ist alt und ist auf den Universitäten entstanden. Die Schüler führten sie mit sich, Professoren und Mitschüler trugen sich ein, meist mit einer besonderen Devise. Für das bemooste Haupt blieben diese Bücher — vielleicht die einzigen von allen — eine Quelle der liebsten Erinnerung aus der Studienzeit; sie enthielten zugleich eine Art wissenschaftlicher Paßvisa und der Student, der weiter zog, konnte sich in der Fremde nicht besser einführen, als mit seinem Büchlein.

Bald bemächtigten sich neben den studentischen Kreisen auch andere dieser Uebung, so die Gelehrten überhaupt, dann der Adel, schließlich auch die bürgerlichen Familien. Die Devisen oder Sprüche machen die Stammbücher besonders

interessant, auch wenn uns von der Persönlichkeit, die sie eingetragen hat, nichts weiter bekannt ist. Später trat auch das künstlerische Element hinzu. Personen von Adel ließen in feiner Miniatur das Wappen ihres Geschlechtes in das Buch malen und aus dieser Mode erst entstand der Name: Stammbuch. Es gab eine besondere Zunft der sogenannten Schildermaler, die mit staunenswerther Farbenpracht die Wappen ausmalten. Für die Heraldik sind diese Art Stammbücher ein kostbarer Schatz. Später noch, im 17. Jahrhundert, gesellten sich auch Zeichnungen und Miniaturen dazu, welche Mythologien, allegorische Figuren, Landschaften und Genrescenen, letztere meist jovialen, selbst indecenten Characters, zum Gegenstande haben.

Es haben sich aus den letzten drei Jahrhunderten noch sehr viele solche Stammbücher erhalten, die von Sammlungen wie Privaten heutzutage sehr geschätzt und oft sehr hoch bezahlt werden. Sie sind nicht allein eine Fundgrube für die Culturgeschichte, sondern auch eine ausgiebige Quelle für die Charakteristik der Zeit, in der sie entstanden sind. Besonders öffentliche Cabinette bewahren viele Stammbücher unter ihren Schätzen; so ist das Museum in Berlin, die Bibliothek in Wolfenbüttel und jene zu Weimar sehr reich an diesen Dokumenten der Freundschaft und Courtoisie, die sich unsere Väter einst gegenseitig erwiesen haben. Weimar allein besitzt 325 Stammbücher! In Helmstädt bewahrte die Universität vor ihrer Auflösung die Stammbücher Luther's und Melanchton's.

Es ist uns natürlich nicht möglich, in einer kurzen Darstellung eine eingehende Detaillirung des massenhaften Materials zu geben; unsere Aufgabe sei nur, in einigen markanten Zügen zu zeigen, wie in ihnen der Geist ihrer Zeit reflectirt. Je älter die Stammbücher sind, desto kürzer die Devise. Der Humanismus des 16. Jahrhunderts, der Zeit der geistigen Gährung und des Kampfes einer Partei gegen die andere, verleugnet sich auf diesem Gebiete nicht. Man greift gern auf classische Ausdrucksformen zurück, weshalb man mit Vorliebe seine Weisheit in lateinischer Sprache auskramt. Mit dieser hofft man auch so manchen derben Witz mit einem ästhetischen Feigenblatte gedeckt zu haben. Die Wahl der lateinischen, oft auch der griechischen oder gar hebräischen Sprache läßt uns erkennen, daß sich der Gebrauch, Stammbücher zu führen, auf den alten Universitäten und in Studentenkreisen, wie wir oben sagten, ausgebildet habe. Oft begegnen wir sinnigen Gedanken, wie z. B. Possidemus peritura perituri (Wir Vergängliche besitzen Vergängliches) oder simiarum pulcherrima deformis est (der schönste Affe ist häßlich — bleibt doch nur ein Affe) oder sat velociter; si sat feliciter (genug geschwind, wenn nur glücklich). In einem Stammbuche fand ich einen Strauß abgebildet, der ein Hufeisen verschlingt, darunter die Worte: Spiritus durissima coquit (Der Geist verdaut das Härteste). Beim Bilde einer Jungfrau hat der Dichter drei lateinische Disticha an den Tod angebracht, deren Sinn ich kurz übertrage: „O Tod, warum erschreckst Du ein zartes Mädchen? Wird Dir Ruhm davon,

wenn Du sie überwindest? Gehe hin und führe Greise hinweg, die abgelebt sind und sich nach Ruhe sehnen, und lasse das Mädchen los, damit es Jünglinge erfreue." In deutschen Sprüchen bricht größtentheils der Humor durch. So setzte Einer sein Gebet auf:

„Bescher mir Gott ein fro (frommes) Weib — Ein gut gewissen,
Ein gesunden Leib — Ein täglichen Bissen,
Dartzu ein gutten trunck — Und letzlich ein seeligen Sprung,
So hab ich gleich genung."

Ein Praktikus meint:

„Wo Soldaten sieden und braten
Und Geistliche zu Weltliche hendel rathen
Undt Weiber haben daß Hauß Regiment,
Da nimmt eß sellten ein guth endt."

Es muß ein griesgrämiger alter Ehekrüppel gewesen sein, der in einem Stammbuch vom Jahre 1580 seinen Unmuth in die Worte kleidete: Duo desideramus: uxorem et senectutem, quae post quam adepti sumus, contristamur. (Zweifaches wünschen wir: ein Weib, ein hohes Alter; haben wir beides erreicht, so sind wir betrübt.)

Es muß bereits im 16. Jahrhundert eine starke Nachfrage nach Vorbildern, besonders für die Wappen, gewesen sein, denn es erschienen gedruckte Bücher, die verwendbare Devisen angaben oder leere Wappenschilder enthielten, in welche das Wappen eingemalt werden konnte. Besonders hat sich Jost Amman's Wappen- und Stammbuch vom Jahre 1579 eines großen Zuspruchs erfreut. Neben Wappen enthält es auch Figürliches, Göttergestalten, Allegorien und dergleichen mit

passenden Versen. Aus diesem Schatze entnahm man, wenn man ein Stammbuch mit Bild und Devise verzieren sollte. So ist die Fortuna auf der Kugel oder auf dem Rade unzähligemal in den verschiedensten Stammbüchern verwendet worden.

„Auf einer runden Kugel ich steh,
Den Wind laß frei ins Segel gehn.
Doch überheb Dich nicht zu sehr,
Mein Kugel und Rad ich bald umkehr."

Oder die Buhlerin, die zu Roß sitzt:

„Gar schön und hübsch bin ich geziert,
Drumb mancher von mir wird verführt,
Vermeint, ich sey nur sein allein,
Weyßt nit, daß ich bin Jedem gmein.
Bist klug, wart Deines Studierens,
So bleibst sicher des Verführens."

Oder der Taubenschlag, davor eine schöne Jungfrau steht; ihre Anbeter fliegen als Narren wie Tauben dem Schlage zu, vielen fallen die Federn aus, wie einst dem Icarus, und sie stürzen herab:

„Wer Bulschafft übt, dem wohl ansteht
Ein Narrenkapp. Auf seim Baret
Der Schellenklang sich üben thut,
Sie fliegen daher mit großem muth.
Wann nun die Federn seyn geropt
Falln sie herab, werden zu spott."

Das 17. Jahrhundert zeigt, wie überall, so auch auf dem Gebiete der Stammbücher eine merkliche Veränderung. Die Devisen ernsten Inhaltes werden oft langweilig, langathmig ohne schlagenden Witz. Der Pedantismus jener Zeit tritt uns so zu sagen aus jedem Worte der damaligen Gelehrten

mit Halskrause und faltigem bauschigen Amtsgewande entgegen. Man flunkert mit lateinischen, griechischen und die Theologen auch mit hebräischen Brocken herum.

Auch der deutsche Witz in Stammbüchern, die nicht in gelehrten Kreisen cursirten, nimmt jetzt eine andere Form an, selbst das Capitel Pfui will sich von den Rohheiten des 16. Jahrhunderts emancipiren und glattere Einkleidung wählen, wird aber dabei gerade oft unverschämter. Man kann Stammbücher dieser Zeit nicht aufschlagen, ohne auf solche Zoten zu stoßen. Als Kästner ersucht wurde, sich in ein solches Stammbuch einzutragen, schrieb er als Devise die Bibelstelle: „Herr! erlaube mir, unter die Säue zu fahren!" (Matth. 8, 31).

Wie pedantisch klingt unseren Ohren die elegische Betrachtung, die wir in einem solchen Büchlein gefunden haben:

„Vor Alter wird der Mann grau, — Vor Alter wird zu Mist der Stro —, Vor Alter werden harte Brüstlein weych, — Vor Alter werden rothe Bäcklein bleych, — Vor Alter wird der Haff zu scherben, — Vor Alter müssen wir ale sterben."

Ein gottseliger Lebemann dagegen vereint kurz das himmlische und irdische Paradies:

„Gott im hertzen, die Liebste im Ahrm
Benimpt mir mein Schmerz und macht mich warm."

Die bildlichen Darstellungen sind gleichen Charakters. Man sieht z. B. drei Felder, im ersten eine Hochzeit, im zweiten zieht einer die Uhr auf, im dritten streitet einer mit dem Geistlichen. Diese heterogenen Bilder finden ihre Erklärung in den wenigen Worten:

„Wer nichts hat zu schaffen
Der nem ein Weyb, khauf ein Uhr oder schlag ein Pfaffen."

Studentischen Kreisen gehört das oft wiederkehrende Bild an: man sieht einen großen Stiefel, in den drei Studenten je einen Fuß hineinstecken. Es ist damit der Gedanke illustrirt, daß unter Freunden alles Gemeingut sei, wie auch die Unterschrift bezeugt, die dem Studentenliede entlehnt ist: Ecce quam bonum et quam jucundum habitare fratres in unum. Wer erinnert sich dabei nicht an eine köstliche Scene aus Paul de Kock? Drei junge Leute führen gemeinschaftlich ihren Haushalt, verfügen aber alle zusammen nur über einen vollständigen Anzug, so daß, wenn einer „Ausgang" hatte, die beiden Anderen zum Hausarrest verurtheilt sind.

Dieser Gedanke mit dem Stiefel mußte Anklang gefunden haben, denn das Bild wiederholt sich oft, nur der Text variirt. So heißt es bei einem:

„Ich bringe Bier, Du bringst brodt,
Du Bruder hole einen Herring dort,
Und trit zu uns in den stiffel rein;
Darin soll nun bestetigt sein
Ein erlich freund und Bruderschafft,
wie unß das glücklich zusammenbracht."

In den Stammbüchern des 17. Jahrhunderts begegnen wir auch Aussprüchen in fremden Sprachen, nicht etwa, als ob die Eintragenden selbst Italiener oder Franzosen gewesen wären; es wird eben bei den Deutschen Mode, ihre Muttersprache zu vernachlässigen und sich in fremdem Idiom vernehmen zu lassen. Natürlich waren die Devisen aus irgend einem

Buche aufgenommen. In einem Stammbuch fand ich, mit dem Jahr 1602 bezeichnet, den Ausspruch: Meglio è esser solo che mal'accompagnato, was an den deutschen Gelehrten erinnert, der einem störenden Besucher sagte: Wenn ich allein bin, dann bin ich am wenigsten allein. Derselben Zeit gehört die französische Devise:

»Temps, vent et fortune
Se changent comme lune.«

Er erinnert an die Worte, die Franz I. von Frankreich mit dem Diamanten auf eine Glasscheibe geritzt hatte:

Souvent femme varie
Bien fol qui s'y fie.«

Ein Verehrer schöner Frauenaugen redet diese mit den Worten aus Guarini's Madrigalen an:

Occhi, stelle mortali
Se chiusi, m'uccidete, —
Aperti che farete?

Ueber das Kapitel: Frauen, Liebe und Ehe kann man überhaupt in den Stammbüchern ausgebreitete Studien machen; leider ist es in vielen Fällen nicht möglich, die Ansichten jener Zeit über diese Materie in ihrer ursprünglichen Form wiederzugeben.

Ein Bildchen zeigt uns ein altes Weib, ein junges schönes Mädchen mit Blumenstrauß und den Tod. Alle drei stehen als Kegel nebeneinander; in einiger Entfernung sieht man einen jungen Mann mit verbundenen Augen, der mit der Kugel nach den Kegeln, die seine Bestimmung bedeuten, schieben will.

Oder man sieht ein junges Paar, das sich küßt, dabei steht ein rüstiger Mann, ein Bejahrter und ein Greis. Der junge Mann spricht: „Das thu' ich alle Tag'," der zweite: „Ich, so oft ich mag," der Bejahrte: „Mich gedenkt, daß ich's auch pflag'" und der Greis: „Och, och! dut man das noch?"

Oder noch ein Bild; bei einem Mädchen stehn drei junge Herren, den einen lacht sie an, dem zweiten drückt sie die Hand, dem dritten tritt sie auf den Fuß. Der Reim erklärt die Bedeutung des Bildes:

„Mit Fußtreten, Händedrücken und Lachen
Kann ich alle Drei zu Narren machen."

Für dergleichen verliebte Witze und ihre Illustration sorgten im Druck erschienene Werke mit Stichen, die oft recht nett ausgeführt sind; man findet da zierliche Blättchen von Theodor de Bry und Crispin de Passe; daß die Unterschriften meist in lateinischer Sprache sind, hat seinen Grund. Oft ist das Bild im geraden Gegensatze zum Inhalt der Verse; letztere warnen z. B. vor leichtfertigen Dirnen und das Bild stellt gerade in reizendster Form den Besuch eines freien Hauses dar. Durch das offene Thor erblickt man den jungen unbesonnenen Mann, wie ihn, als ihm alles Geld ausgegangen war, die Mädchen aus dem Hause mit Stöcken jagen, wobei er aus dem Fenster noch ein sehr unfreundliches Douchebad bekommt.

Ein anderes Bildchen illustrirt das Bekannte: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang; mehrere junge Paare be-

lustigen sich bei Musik und Pokuliren in einem herrlichen Garten. Alles scheint in poetischer weihevoller Stimmung zu schwelgen; der Vers dazu ist aber sehr ungalant:

„Der May die Jugend machet toll
Das sieht man auch an Kelbern wohl!"

Daß die religiösen Kämpfe gleichfalls auf Illustration wie Text der Stammbücher Einfluß übten, ist ganz natürlich. Auf einer Seite wurde Luther verherrlicht und der Papst in den schmutzigsten Koth herabgezogen, auf der andern Seite wurde natürlich mit gleicher Münze heimgezahlt.

Auch der sogenannten Makaroni'schen Poesie begegnen wir häufig, wobei deutschen Worten lateinische Endungen angefügt werden. So ist ein Bild aus dem Anfange des Jahrhunderts von solchen Versen begleitet: Ein Mädchen im Fenster hält ein Sieb, in dem ein Mann sitzt. Unten erwarten andere Mädchen dessen Durchfall, um ihn in ihren Schürzen aufzufangen. Der Mann klagt:

»Armer Mannus ego: per corbum fallere cogor
Cor mecht in tausend springere frusta meum.«

Selten nur finden wir Eintragungen von Damenhänden. Diese Büchlein mögen ihnen aus angegebenen Gründen unnahbar gewesen sein. Eine merkwürdige Unterschrift fand ich doch, sie lautete in schönen Charakteren: ELISABETH SIMONS Anno 1617. Eine fremde Hand hat dazu die Bemerkung gegeben: „Diesen Namen hat eine Jungfrau, aus England bürtig, mit dem Munde hierin geschrieben, allhier zu Wittenberg, welche auch gar künstlich und schön

mit der Zunge' allerley Zierliche muster nähte. Welches zu verwundern war."

Aus früherer Zeit noch datirt der beliebte Witz, wo zwei Narren (oder Affen) dem Beschauer einen Spiegel vorhalten, mit der Unterschrift: Unserer sind drei. Der Witz ist übrigens sehr alt und weit verbreitet. Cornelius Dusart hat in Schabkunst ein sehr seltenes Blatt herausgegeben, das dieselbe Pointe enthält: Man sieht den Hanswurst in drei Personen, der Großvater, der den Enkel auf seinen Schultern trägt, reitet mit einem Käuzchen auf dem Esel, daneben schreitet Hanswurst Vater mit einem Ferkel einher. Wenn man nun im Bilde immer nur sechs findet und den siebenten sucht, so findet man ihn, wenn man die Unterschrift liest: Wir sind sieben.

Wieder ein anderes Gesicht zeigen die Stammbücher aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des laufenden Jahrhunderts. Es ist die Zeit, wo in Clauren und Lafontaine die Gefühlseselei ihre Triumphe feierte, wo man durch Schauer- Geister- und Räubergeschichten sich ein ästhetisches Tuschbad bereitete. Die Gesellschaft zeigt sich in ihren Stammbüchern von diesem Geiste erfüllt, wenn bei dieser geistlosen Literatur überhaupt von einem solchen die Rede sein kann. „Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht" wurde rebusartig so gesetzt, daß an Stelle der Worte „Rosen" und „vergiß mein nicht" die Blumen selbst gemalt wurden. Ich fand diesen Witz zum ersten Male in einem Büchlein, darin er von einem Lieutenant illustrirt und 1763 datirt war. Gewiß hielt sich auch der Dichter folgender Verse für sehr witzig:

„Dir wünsch' ich den Teufel — weit hinter dem Rücken,
Dich treffe der Blitz — der lieblichsten Blicken,
Der Donner zerschlage — der Mißgunst die Beine,
Daß Dich nur die Sonne der Wohlfahrt bescheine!"

In studentischen Kreisen mag der Witz entstanden sein, den ich im Original gebe, da eine Uebersetzung absolut unmöglich ist, wenn nicht ein Unsinn herauskommen soll: Cave a puellis, habent enim oculos vocativos; si tu fueris dativus, illa fiet genitiva, postea accusativa, tu vero pauper nominativus et pax tua ablativa.

Jetzt führen auch schon Damen in Stammbüchern das große Wort, ja legen unter sich solche Büchlein an, denen dann kein Männerblick sich nahen darf. Eine Damendevise fiel mir um ihrer Kürze willen auf, welche Eigenschaft bei diesen zu den Ausnahmen gehören soll; sie lautet:

„Ein redlich Hertz ich estimir,
Dieweil ich auch ein solches führ'."

Die Schreiberin hieß Dorothea Hirschhornin.

Dem vorigen Jahrhundert gehört endlich noch ein Ausspruch einer Dame, und wenn er nicht abgeschrieben ist, gereicht er der Schreiberin gewiß zur Ehre: „Unser Erdball ist eine Schaubühne, die Menschen sind die Schauspieler, der Zufall setzt das Stück auf, das Glück vertheilt die Rollen; für die Reichen sind die Logen, für die Mächtigen das Parterre (merkwürdig! damals hatte noch kein Talma vor einem Parterre von Königen gespielt), das Frauenzimmer trägt Erfrischungen herum, die vom Glücke Verlassenen putzen die Lichter, die

Tyrannen sitzen bei der Einnahme und die Zeit läßt endlich den Vorhang fallen."

In einem Stammbuch dieser Zeit fand ich auch folgenden Spruch:

„Da man schrieb dem Ehrbaren und Frommen,
Da war Alles wohl zu bekommen.
Da man schrieb dem Edlen und Festen,
Gab es auch noch was zum besten.
Jetzt aber, da man schreibt: dem Hoch- und Edelgeboren,
Ist Ehr, Lieb' und Treu verloren."

Man sieht, daß die Klage über die gottlose Gegenwart sehr alt ist.

Es wäre noch Manches über alte Stammbücher zu sagen, die durch eine glänzende Ausstattung sich auszeichnen, so besonders alte venezianische, die in herrlichen Miniaturen die Trachten der Zeit darstellen. Aber auch deutsche, so in Wolfenbüttel das Stammbuch vom Herzog August, das er 1596 in Tübingen, wo er studirte, anlegte und das herrliche Miniaturen enthält. Das Museum zu Braunschweig besitzt zwei Stammbücher eines gleichen Kunstwerthes: es sind die Trachtenbücher der beiden Schwarz, die bei Fugger bedienstet waren, Vater und Sohn, die sich selbst in ihrem fast täglich wechselnden Costüme abconterfeien ließen. Da sie selbst auch biographische Notizen beifügten, so überschreiten Sie den Rahmen eines Stammbuches und werden zu Tagebüchern.

So viel wird man aus dieser kleinen Excursion absehen, daß die Stammbücher nicht allein für die wissenschaftliche Neugierde, sondern auch für die ernste Culturgeschichte ein

reiches Feld, ein nicht zu unterschätzendes Material bieten. Unsere Väter zeigen sich uns in denselben im Hauskleide, ungeschminkt, en famille, und erlauben uns, ihren Charakter schneller und treuer zu erkennen, als es sonst gelehrte Bücher im Stande sind.

---

## 2. Humor und Satire in deutschem Wort und Bild.

Wir stellen hier zwei Geschwister neben einander, die, obgleich nach Addison's Bemerkung von einer Mutter — der Wahrheit — geboren, doch im Charakter sehr verschieden sind. Beide wurzeln in der Liebe zur Wahrheit und zum Idealen, beide vergleichen die Wirklichkeit, das reale Treiben der Menschen mit den Anforderungen des höheren Lebens und stellen ein Zeugniß aus. Aber eben dies Zeugniß gewinnt beim Humor eine ganz andere Form und Färbung als bei der Satire. Der Humor lacht und spottet über die Thorheiten der Menschen und weint Thränen dabei; er gleicht der liebevollen Mutter, die das ungehorsame Kind straft und die Strafe mehr und schmerzhafter fühlt, als das Kind. Auch die Satire wendet sich gegen die Verkehrtheiten der Menschen, aber sie kennt kein Mitleid, weder mit der Person noch mit ihrer Thorheit, sie erscheint wie eine grimmige Rächerin der beleidigten Wahrheit, sie speit Galle und Gift, sie vernichtet und zersetzt, sie glaubt an keine Umkehr, keine Besserung durch Liebe. Die Satire ist früher geboren als der Humor, die alten Griechen und Römer kannten sie, aber der Humor ist erst viel später

— unter den Germanen — zur Welt gekommen. Er ist so recht eigentlich ein Pflegekind der germanischen Race.

Wenn wir die Annalen der Menschengeschichte fleißig durchgehen, so finden wir, daß der Humor gewöhnlich in glücklichen Zeitepochen, in Perioden ruhiger Entwickelung und des Friedens sich Bahn bricht, während die Satire dagegen im Kampf der Leidenschaften, in aufgeregter Zeit ihre zürnende Stimme am furchtbarsten erhebt. Nie war die Letztere beißender, stürmischer, vernichtender als in der Zeit der Reformation, wo die Geister wie heißglühende Meteore an einander platzten.

Auch müssen wir noch die Bemerkung voranschicken, daß der Humorist zuweilen gezwungen wird, seine Grenze zu überschreiten, um ein Satiriker zu werden. Diese Bemerkung ergiebt sich aus den Werken der alten deutschen Humoristen, in denen oft der Humor in eine scharfätzende Satire übergeht.

Vom alten deutschen Humor können wir freilich nur so weit berichten, als er in gedrucktem Wort uns überliefert ist oder sich an alten Kunstwerken erhalten hat. Da die Erfindung der Buchdruckerkunst mit der Zeit der geistigen Gährung zusammenfiel, so hat die älteste gedruckte Literatur ein reiches humoristisches Material geliefert. Hierher gehört der „Ulenspiegel", wohl bereits aus dem 15. Jahrhundert, aber zuerst 1519 von Thomas Murner bearbeitet und herausgegeben. Sein Humor ist freilich oft derb; vertritt er doch die rohe ursprüngliche Natürlichkeit des Bauern gegen die unnatürliche Verfeinerung der höheren Stände (der Städter) und des Katheders. Sein Humor wurzelt in der Dummheit

(oder Bosheit?), jeden erhaltenen Auftrag nach dem Wortlaut und nicht nach dem Sinn auszuführen. An den Eulenspiegel lehnt sich das „Lalenbuch" an, ein Lieblingsbuch des Volkes, darin die Schrullen und Thorheiten eines beschränkten Spießbürgerthums verspottet werden. Auch des Barfüßermönchs J. Pauli „Schimpf und Ernst", 1522 erschienen, ist eine Fundgrube des deutschen Humors, der unter der Maske der Narrheit der Wahrheit Lob und Ehre erweist. Es sind kleine Anekdoten, oft mit Facetien vollgespickt, aber die Pointe verräth stets gesunden Witz. So z. B. die Geschichte von dem Bauer, der ein Weib und einen Esel besaß. Beide Eheleute machten in einer Anwandlung von Frömmigkeit das Gelübde, keinen Wein zu trinken außer in dem Falle, daß sie etwas kaufen oder verkaufen. Das Weib bekam aber ein Gelüste nach Wein und sprach zum Manne: Verkaufe mir deinen Esel; der Mann that es, da tranken sie Weinkauf, und den nächsten Tag kaufte der Mann den Esel zurück, da hatten sie wieder Weinkauf zu trinken — und so trieben sie es weiter, und das Gelübde war dabei nicht gebrochen!

Weniger bekannt ist ein anderes Volksbuch ähnlicher Tendenz, das „Rollwagenbüchlein" von J. Wickram, „Wendunmuth" von H. W. Kirchhoff (1563), „Katzipori" 1557, „Rastbüchlein" 1558. Dagegen erfreuen sich auf dem Gebiete deutschen Humors classischer Berühmtheit Seb. Brant's „Narrenschiff", Geiler's Predigten über dasselbe, des Erasmus von Rotterdam „Lob der Narrheit". Auch des Letzteren Gesprächbüchlein gehört hierher. Hans Sachs besitzt desgleichen eine

reiche humoristische Ader. Wie ergötzlich ist eine Erzählung zu lesen, die uns mittheilt, wie der Teufel auf die Erde kam, ein altes Weib ehelichte und bald davon lief, meinend, er hätte in der Hölle mehr Ruhe, als in der Alten Haus.

Mit großem Behagen mag auch Fischart's „Flöh Hatz, Weiber Tratz" von unseren für Humor empfänglichen Voreltern aufgenommen worden sein. Ein Floh erzählt hier mit unnachahmlicher Virtuosität seine Reise von den Mägden im Hühnerhaus zum Salon, wo Alles von Seide, Sammt und Gold strotzte. Ueberall Verfolgung! Jupiter wird um Hilfe angerufen! Selbst eine Jungfrau,

> Welche sollt han erbarmen sich
> Nach gwonter miltigkeit der Weiben
> Solt kein solch Tyranney han treiben,

verfolgt das arme Thier, das seiner Eltern grausamen Tod beklagt.

Im seltsamen Schwank vom „Finkenritter", zu Straßburg um 1560 gedruckt, begegnen wir vom köstlichen Humor getragenen lügenhaften Reiseabenteuern und begrüßen hier den Ahnherrn des „Schelmuffsky" aus dem 17. und des „Münchhausen" aus dem 18. Jahrhundert.

Hier ist das Buch: Grobianus zu nennen, auch bekannt unter dem Namen: Tölpel's Bauernmoral, zuerst im Druck zu Frankfurt 1549 erschienen. Es ist ein Lehrgedicht voll Humor und wird die Anleitung gegeben, recht grobianisch zu leben. In der Vorrede sagt der unbekannte Verfasser, daß es allgemein Gewohnheit geworden, das Gegentheil von dem

zu thun, was man als gut anpreist. Deßwegen soll das Widerspiel angerathen, die Jünglinge sollen zu einer unfläthigen, groben Lebensweise ermuntert werden — vielleicht werden sie dann das Gegentheil aus Opposition wählen.

Wie diese humoristische Literatur ihre Lebenskraft wie Antheus aus der Berührung mit der Erde, aus dem Contact mit dem Humor des Volkes schöpfte, so entzündete, belebte und stärkte sich letzterer auch wieder an diesen Schriften, die „Volksbücher" im wahren Sinne des Worts genannt zu werden verdienen. Leider sind uns nur gelegentliche Documente über des Volkes humoristische Auffassungsart erhalten. So waren unsere Voreltern im Erfinden humoristischer Spitznamen groß; irgend eine Begebenheit gab ihnen willkommenen Anlaß, dem Helden derselben gleich ein Prädicat anzuhängen, das ihm gar oft später als Familiennamen verblieb. Die humoristischen Schriftsteller haben hier reichlich das Ihrige beigetragen; so erfand Fischart die Namen: Beißbart, Brenndichnicht, Luginsland, Schleichinsthal; Seb. Frank: Störenfried, Springinsfeld; Luther: Leckenbrei, Leisetritt.

Daß sich der Humor viel mit den Klöstern und deren Bewohnern zu schaffen machte, wird Niemand überraschen, der die religiösen Verhältnisse des beginnenden 16. Jahrhunderts kennt. Aber auch in den klösterlichen Einfriedigungen gedieh Witz und Humor vortrefflich, und eine Anthologie desselben, wenn sie überhaupt möglich wäre, müßte Beispiele klassischen Humors aufweisen. Das „Küchenlatein" der Mönche förderte nicht wenig das Gedeihen dieser Culturpflanze.

Man stelle sich z. B. einen Jesuiten vor, der einen roth-bartigen Kapuziner foppen und ihm weiß machen will, Judas, der Verräther, hätte auch einen rothen Bart gehabt, worauf der Kapuziner treffend replicirt: In der h. Schrift steht nichts davon, daß Judas einen rothen Bart gehabt habe, aber das ist allerdings aus der Schrift leicht zu beweisen, daß er aus der Gesellschaft Jesu war!

Will man die Formen des Humors kennen lernen, unter welchen er in geselligen bürgerlichen Kreisen cultivirt wurde, so kann man allenfalls die Briefe Dürer's nachschlagen, die er aus Venedig an Wilibald Pirkheimer gerichtet hat.

Besonders sprüht der Brief vom 28. August 1506 eine Fluth von Witz und Laune, und es muß ein heiterer Augenblick gewesen sein, in dem der berühmte deutsche Maler an seinen reichen Freund diese Zeilen geschrieben hatte. Welcher Humor lebt allein in den wenigen Worten: „Wenn Ihr nur so sanftmüthig wäret, wie ich, dann hättet Ihr alle Tugenden." Auch der nächste Brief vom 8. September giebt an Humor seinem Vorgänger nichts nach. Sein Freund war bekanntlich verliebter Natur. Da schreibt nun Dürer: „Mich dünkt Ihr stinkt nach Liebschaft, daß ich Euch bis hierher rieche; man sagt mir hier, wenn Ihr buhlt, so gebt Ihr vor, Ihr seiet nicht mehr als 25 Jahre alt — oho! Multiplicirts! Mein Lieber! es giebt gar so viele Wälsche hier, die gerade so aussehen, wie Ihr; ich weiß nicht, wie das zugeht!" (Pirkheimer war nämlich früher auch in Venedig gewesen.) Und so geht es fast in allen Briefen, zuweilen recht ausgelassen

zu, aber nie wird die Freundschaft verletzt. Man kann sich recht gut vorstellen, wie diese Herren sich wechselseitig neckten, ihre Laune walten ließen, wenn sie in fröhlicher Gemüthlichkeit beisammen saßen.

Da die Kunst mit dem Leben innig verschwistert war, und aus diesem hervorgehend auch wieder auf dasselbe den nachhaltigsten Einfluß übte, so werden wir uns nicht verwundern, wenn wir bei so manchem Kunstwerk, selbst wenn es dem idealen Gebiete angehört, den Humor seines Urhebers durchleuchten sehen. Es ist uns nicht möglich, alle uns bekannt gewordenen Beispiele des Humors an Kunstwerken anzuführen, und es mögen, um den Charakter solcher humoristischen Darstellungen würdigen zu können, einige Beispiele genügen.

Der Humor ist ein ausgelassener Junge, der sich selbst durch den Ernst des Heiligen nicht bändigen läßt. Wir finden darum seine Spuren sogar an Gotteshäusern. So sieht man am Dome zu Paderborn den Storch, der dem Wolf den Knochen aus dem Halse zieht. Auch die andere Fabel ist in Stein gemeißelt, wie der Storch aus der Flasche speist, während Meister Reinicke das Zusehen hat. Die Thiersage hat überhaupt bei germanischen Völkern den Künstlern ein reiches und dankbares Material geliefert. Auch die Geistlichkeit selbst wurde vom Humor des Künstlers nicht verschont. Am Dome zu Lippstadt (und sonst noch öfters) predigt der Fuchs den Hühnern, am Dome zu Magdeburg der Wolf den Schafen, in Cappenberg (Westphalen) ein

Fuchs den Gänsen. In der Michaelskirche zu Wien beten Hasen in Mönchskutten den Rosenkranz.

Recht humoristisch ist das Zifferblatt der Uhr auf der Marienkirche zu Lippstadt. Es stehen da Adam und Eva zu beiden Seiten des Baumes; letztere hält einen Zweig mit dem Apfel in der Hand, und so oft die Uhr schlägt, macht Adam seinen Mund auf, aber Eva schlägt ihm mit dem Zweige über denselben.

Die Kunst des Mittelalters liebte es, biblische Darstellungen in die Gegenwart zu versetzen, um sie dem Volke verständlicher zu machen. Die Patriarchen und Propheten, die Apostel und Kirchenväter waren also gezwungen, die Mode wie die Lebensweise der Gegenwart mitzumachen. Dadurch entstanden Anachronismen, die uns sehr humoristisch erscheinen. So z. B. wenn Evangelisten oder Kirchenväter ihre Werke schreiben und große Brillen auf den Nasen tragen. In München befindet sich Lucas Cranach's Bild der Ehebrecherin, in dem sich ein feister Pharisäer die Brille aufsetzt, um den verfänglichen Rechtsfall recht genau untersuchen zu können. Vor diesem Künstler hat bereits Israel von Mecken auf seinem Stich der Judith den Holofernes die Stadt Bethulien mit Kanonen beschießen lassen. Auf einem alten Holzschnitt stehen die zwölf Apostel im Kreise gegen alle Weltgegenden gekehrt und vor jedem steht eine Kanone. Die Inschrift giebt die naive Erklärung: In omnem terram exivit sonus eorum (ihr Schall drang in alle Welt).

Hatte sich der Humor einmal auf dieses Gebiet gewagt,

so war ihm der Himmel nicht zu hoch und die Hölle nicht zu tief, überall fand er Stoff zum Verarbeiten. So gab er, um ein Beispiel anzuführen, den Färbern den h. Mauritius zum Schutzpatron. Im Mittelalter mußte jedes Gewerbe seinen himmlischen Anwalt haben. Wer war für die Färber entsprechender, als Mauritius, der ein Moor, also gefärbt war? Wie der Humor erst mit dem Teufel, der lustigen Person des christlichen Dramas, umsprang, läßt sich, da unser verfeinertes Gefühl vor der cynischen Ausdrucksform jener Zeit zurückschreckt, gar nicht beschreiben. Am Dome zu Worms sucht der Teufel seiner Großmutter, einer alten Hexe, das Ungeziefer vom Kopfe auf. Selbst an den unerbittlichen, allmächtigen, mürrischen Gesellen, den Tod, wagte sich der Humor hinan, und wenn man Holbeins classischen Todtentanz aufmerksam durchsieht, so wird man oft Spuren des feinsten Humors begegnen.

Dem alltäglichen Lebenskreise hat der Künstler die meisten Anregungen zum Humor entlehnt. In alten Stichen begegnen wir oft der Verspottung des Zauberers Virgilius durch seine Courtisane, die ihn in einem zum Fenster heraushängenden Korbe dem Gelächter des Volkes preisgiebt. Besonders interessant ist das Hauptblatt des Lucas von Leyden. Dann wiederholt sich gleichfalls oft die Darstellung des Aristoteles, der auf Händen und Füßen kriecht, während Kampaspe (in deutschen Dichtungen Phyllis genannt) auf seinem Rücken reitet. Aristoteles empfahl nämlich seinem Schüler Alexander Verachtung der Weiber. Des Königs Maitresse

Kampaspe rächte sich in der Art, daß sie den Aristoteles dahin brachte, ihr zum Reitpferd zu dienen. Zasinger, G. Pencz, Brosamer, Hans Baldung u. A. m. haben diesen Stoff in Holzschnitt und Kupferstich behandelt; man sieht eine gleiche Darstellung auf den Chorstühlen zu Cappenberg, auf einem Säulenknauf des Münsters von Basel, auf einem Dolche des historischen Museums zu Dresden.

Gerne hat man auch humoristische Fabeln illustrirt, so die Geschichte des Vaters, der mit seinem Sohne und dem Esel zu Markte geht und es Niemandem recht machen kann, ob er nun selbst reitet oder sein Sohn, oder beide, oder keiner. Auch die verkehrte Welt gab dem Künstler Stoff; so die Geschichte, wie Hasen den Jäger und dessen Hund braten, Rosse sich im Wagen von Menschen ziehen lassen. Erstere Geschichte ist durch den Stich des Virgil Solis bekannt; darunter stehen die Verse:

Uns Hasen ist ein Schantz gerathen
Daß wir jetzt Hund und Jäger braten;
Die uns fingen, schunden und aßen
Die zahl wir jetzt auch solcher Maßen.

---

Der Humor ist gemüthlich, die Satire wie ätzendes Scheidewasser. Nicht jedem Menschen ist es gegeben, auch wenn er auf dem Standpunkte des verrathenen und geächteten Rechtes steht, mit Donnerkeilen in die Feinde dreinzuschlagen, aber es ist psychologisch gerechtfertigt, daß ein solches Donnerwetter ein Echo weckt und Gegenwehr heraufbeschwört.

Als eine Culturform erscheint uns die Satire besonders bemerkenswerth seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, wo Manches eine Macht beanspruchte oder mißbrauchte, die ihm nicht zukam. So lehnte sich das Volk gegen das Ritterthum auf; dieses war freilich bereits der Zersetzung anheimgefallen und die Satire versetzte ihm nur den Gnadenstoß.

Dann ging der satirische Angriff gegen die herrschende Kirche. Luther hatte das Losungswort gegeben, und da der Boden lange genug gehörig vorbereitet war, so entstand ein Wetterleuchten, wie man es früher nie und später nicht wieder gesehen hat. Man braucht nur die Namen der Hauptkämpfer zu nennen, um sich die Hitze des Kampfes vorzustellen: einen Erasmus, Ulrich von Hutten, Thomas Murner, Joh. Fischart, der besonders die neu gestiftete päpstliche Leibgarde der Jesuwider (Jesuiten) scharf auf's Korn nahm, vorzüglich in seinem: „Jesuitenhütlein". Auch dessen: „Grille krottestisch Mül" springt unbarmherzig mit der katholischen Klerisei um.

Im Feuer des Kampfes verließ man auch allzubald die Idee und trat gegen den Träger derselben auf. Die Satire baut sich rein nur auf Personalien auf. Man suchte die wechselseitigen Schwächen auszuspähen und im Kampfe gut zu verwerthen. Auch die sonstige Kampfweise war zeitgemäß, d. h. derb, ja sogar recht grob.

Ich glaube nicht, daß eine Satire des 16. Jahrhunderts, da sie nicht auf die Sache, sondern nur auf die Person Bezug nahm, heutzutage ohne Injurienprozesse möglich wäre. Nach 1510 liebte man besonders Spottlieder, die, mit Holzschnitten

illustrirt, eine massenhafte Verbreitung fanden. Poesie, höheren Schwung, ideale Auffassung darf man in ihnen freilich nicht suchen, aber für den Culturhistoriker haben sie besonderen Werth. Da jedes Spottlied im feindlichen Lager ein Echo weckte, so flogen natürlich von beiden Seiten die Pfeile der Satire hin und her. Die Anhänger Luthers ließen am Papst und seiner Klerisei kein gutes Haar und diese vergalten dem Luther mit ähnlicher Münze. Noch zu Lebzeiten des Letzteren erschien eine Satire gegen sein „lehr- und eigenwillium" (Evangelium). An der Spitze stand das karrikirte Bildniß des Reformators, gleichsam als Antwort auf jenen Stich, in dem der Papst als gräuliches weibliches Ungeheuer abgebildet war. (Ein Blatt vom Monogrammisten W.)

Außerdem wäre noch allenfalls Tobias Stimmer zu nennen, der in seinem Holzschnitt: „Der Barfüßer Kuttenstreit" gegen die Bettelmönche loszieht. Was sich sonst bei Holbein, Manuel Deutsch und anderen Feindseligen gegen die katholische Kirche findet, ist in Form einer feinen, halbverdeckten Satire angebracht. Nur Cranach's „satyrische Passion" verhehlt nicht den Ingrimm, der den Künstler gegen Rom beseelt.

Wie wir hier nicht alle, selbst die berühmtesten Satiren aus dem kirchlichen Streit (sie bilden eine reiche Literatur in Wort und Bild) anführen können, so ist es uns gleichfalls nicht möglich, alle Gebiete menschlicher Verhältnisse durchzugehen, die der Satire den Stoff geliehen haben. Um nur beispielsweise ein Gebiet zu berühren, daß auch von den Satirikern fleißig cultivirt wurde, so nennen wir die Juden.

Was hier geleistet wurde, davon wird jeder mit der Vergangenheit vertraute Leser zu erzählen wissen. Welchen Geistes die Satire gegen die Juden sonst gewesen, sehen wir an einem Spottbilde an der Stadtkirche zu Wittenberg. Es ist da in Stein ausgehauen eine Sau, unter welcher Ferkel und Juden liegen, um gemeinschaftlich die Sau als ihre Amme zu gebrauchen. Luther selbst giebt uns die historische Erklärung zu dieser Darstellung. Es sollen die Juden alle Sonntage während des Gottesdienstes bei dieser Kirche viel Schacher getrieben haben. Man brachte also ebenda an der Kirche die genannte Darstellung an, und die Juden blieben aus.

In unserer Zeit wird wohl Niemand glauben, daß man einen Gegner, den man mit Geduld und Vernunftgründen nicht bekehren kann, mit der schroffen, lieblosen Satire gewinnen könne, und wir können ein bekanntes Wort mit vollem Rechte paraphrasiren:

Ein satirisch Lied
Ein garstig Lied.

---

## 3. Körperliche Gebrechen
### in ihrer Verklärung durch den Humor.

Es verräth immer einen hohen Grad von Nichtbildung, ja sogar einer niedrigen Gesinnung, sich über Naturfehler seines Mitmenschen lustig machen zu wollen. Wer etwas Derartiges aus der Ueberschrift in folgenden Zeilen erwartet, der überschlage ruhig dieselben, wenn er sich eine Enttäuschung ersparen will. In welchem Zusammenhange stehen dann aber Humor und körperliche Gebrechen? Jede Sache kann eben von zwei Seiten betrachtet werden. Etwas Anderes ist es, wenn man über solche Naturfehler Witze reißt, und auch wieder etwas Anderes ist es, wenn die Betreffenden selbst soviel Einsicht, Muth und Witz besitzen, um mit Humor das Unabänderliche zu behandeln, wodurch jede Spitze eines gemeinen Spottes abgebrochen wird. Und über solche heroische Naturen, die sich über eigene Körpergebrechen hinwegsetzen können, da sie außer dem Bereiche einer Schuld liegen, die durch den Humor sogar das Fehlerhafte oder Mangelhafte zu verklären wissen, wollen wir ein wenig plaudern.

Streng genommen sind die sogenannten Naturfehler gar nicht als solche zu bezeichnen, sie sind nur Variationen in der

Mannigfaltigkeit der Erscheinung. Das gilt namentlich von Zwergen und Riesen. Wo ist hier die mathematische Mittellinie? Wann fängt der Zwerg, wann der Riese an? Die Alten fabelten von ganzen Völkern von Zwergen, der Grieche Ktesias verlegt sie nach Indien und sie sollten so lange Haare tragen, daß sie keine Kleider brauchten. Auch Plinius weiß von Pygmäen zu erzählen. Daß es wirklich Völker giebt, die entweder im Verhältnisse zu unserer Mittelstatur kleiner, wie ein Volk im Gebirge von Madagascar, oder größer, wie die Patagonier, sind, läßt sich nicht leugnen. Wenn man nun das wunderbare, einem eisernen Gesetze widersprechende Spiel der Natur in Anschlag bringt, so wird der Naturforscher über einzelne vorkommende Anomalien auch in unseren europäischen Ländern gar nicht staunen. Die Geschichte weiß von vielen Personen zu berichten, die durch auffallend kleines oder großes Körpermaß sich auszeichneten. Solche Zwerge gab es freilich nie, wie die Römer zu erzählen wußten, daß z. B. ein Menestratus auf einer Ameise reitet, die ihn abwirft und mit dem Fuße zertritt, daß ein Demas auf einem Spinnengewebe tanzen konnte, auch nicht solche Zwerge oder Riesen, wie sie in Swift's: „Gulliver's Reisen in unbekannte Länder" so ergötzlich auftreten. Das ist indessen historisch beglaubigt, daß die alten vornehmen römischen Damen, wie die Heutigen Schoßhündchen, sich Zwerge zur Bedienung hielten, schöne winzige Knäbchen, die zur Augenlust in ihren Gemächern nackt herumliefen. So erzählt es wenigstens Dio Cassius. Im Mittelalter thaten Zwerge Pagendienste bei den Großen; man

trug sie bei großen Festessen sogar in Pasteten verborgen auf die Tafel, aus welchen sie dann zur Belustigung der Gäste heraussprangen, worauf sie auf dem Tische tanzten und zierliche Complimente machten. In Petersburg wurde 1710 eine Massenhochzeit von 36 Zwergpaaren gefeiert. Welchen Luxus dagegen Friedrich Wilhelm I. mit Riesen trieb, ist bekannt, er kaufte sie aus aller Herren Länder oft um hohe Preise zusammen, die besten Kunstwerke wurden gegen sie hingegeben. Schließlich wollte man in einer Hecke künstlich Zwerge oder Riesen erzielen; in ersterer Hinsicht Maria de Medici, in zweiter genannter König, dessen Riesengrenadiere nur Riesinnen heirathen durften; aber in beiden Fällen schlug die Probe fehl.

Um auf das ethische Gebiet überzugehen, so müssen wir uns vor dem Irrthume bewahren, der einen großen Geist, ein entwickeltes Seelenleben nur in einem Riesenkörper sucht. Die Schnecke, die Auster giebt wohl durch ihre Natur dem äußeren Gehäuse die entsprechende Ausdehnung und Form, aber der Geist des Menschen ist nicht so materialistisch aufzufassen, sonst müßten die classischen Geisterheroen, wie Goethe, Herder, Lessing, wahre Monstra in leiblicher Beziehung gewesen sein. Die Geschichte bestätigt unsere Ansicht. Schon die Bibel läßt die Kraft des Riesen Goliath durch die List des Knaben David zu Schanden kommen. Antoine Godeau, ein französischer Bischof (1605—1672) war ein Zwerg, aber seiner Gelehrsamkeit wegen berühmt. Ein interessantes Dictum von ihm ist wohl folgendes, das ich hier nebenbei anführe: „Das Schreiben ist das Paradies eines Schriftstellers, das Wieder-

durchlesen und Corrigiren das Fegefeuer, das Lesen und Verbessern der Correctur aus der Druckerei aber die Hölle." Probatum est. Albertus Magnus (der Große), eine Riese von Gelehrsamkeit, war ebenfalls sehr klein. Beim Fußkusse des Papstes hieß ihn dieser mehrmals aufstehen — er stand aber schon lange. Und erst der kleine und doch große Dr. Konring in Helmstedt, eine lebende Akademie der Wissenschaften! Auf seinem Grabsteine standen alle seine Würden und Kenntnisse verzeichnet, man hätte glauben sollen, daß wenigstens ein Dutzend der gelehrtesten Männer im Grabe liege, aber am Schlusse stand: Einer ist's, unser Konringius, ein Wunder des Jahrhunderts! Einmal wollte ihn der Herzog in Wolfenbüttel sprechen und schickte eine Kutsche mit vier Pferden zu ihm. Der Kutscher giebt den Brief ab, setzt sich auf den Bock und wartet. Der Herr Geheime Rath kommt und setzt sich in die Kutsche. Da sagt der Kutscher: Na Lütje! wil he dän ok mede? — Ik bin it sülven, de geheme rad! — Nu, wän dat is, so härre ik nig bruked mit fer peerden un wagen to komen! Deene hädde ik wol in der tovelkipe na Wulfenbüttel dragen wold!

Bekannt dürfte sein, was ein kleiner Student einem Riesengardisten erwiderte, als ihn dieser anschnurrte: Halten Sie's Maul, oder ich stecke Sie in meine Tasche! — Thuen Sie das, dann haben Sie wenigstens in Ihrer Tasche Verstand.

Was wir hier in Bezug auf Höhe gesagt haben, dürfte auch gelten in Hinsicht auf Breite. Wie Zwerge den Riesen, stehen Magere oder Dünne den Dicken oder Fetten gegenüber.

Beide Zustände sind Schicksal, Bestimmung, und sollte man derselben nicht entgegenarbeiten, es hilft nichts. Wer Anlage zur Fettleibigkeit hat, dem nützt keine Turnschule und kein Marienbad; was er durch Hungerkur allenfalls an Gewicht verliert, gewinnt er doppelt nach derselben; und wer zur mathematischen Linie hinneigt, dem helfen alle Gastmähler des Lucullus nichts. Ein Dicker mit freundlichem Gesichte ist das Bild der Behäbigkeit, des auf breitester Basis ruhenden inneren Friedens; wenn sich zu dem weiten Umfange desselben auch eine lebhafte Bewegung zugesellt, wenn das lachende Gesicht auch vom wackelnden Bauche begleitet wird und im sprudelnden Witze sich eine gesunde Lebensanschauung kund giebt, wer wird dem massiven Träger dieser Seligkeit seine Anerkennung und Freundschaft versagen? Es giebt auch viele Völker, bei denen die Corpulenz in großen Ehren steht. In Polynesien ist sie ein Privilegium der Häuptlinge, ebenso auf Hawai. Vorzüglich ist es das weibliche Geschlecht, bei welchem ein sehr entwickeltes Embonpoint dort als Schönheit gilt. Bei vielen Völkern Afrika's wird das Wachsen der Fettmasse durch besondere Mittel bis zur Ungeheuerlichkeit gesteigert. Auch bei den Arabern gilt dieses Schönheitsideal und wird durch übermäßigen Genuß von Milch, besonders von Kameelen, schon den Mädchen, bei natürlichem Widerstreben selbst gewaltsam und unter Prügel gefördert. Wie man bei uns, um der Fettleibigkeit Hindernisse zu bereiten, ein Bad besucht, senden Araber am unteren Senegal ihre jungen Frauen auf entfernte gute Grasweiden, wo sie durch die bessere Milch zum gewünschten

Umfang und zur beliebten Fülle aller Körperformen förmlich herangemästet werden. Auch die Türken sind Freunde der opulent entwickelten, die Rundungen voll ausfüllenden Formen. Das viele Sitzen der orientalischen Damen, der durch den Koran vorgeschriebene Serailkerker, Nichtsthun und gute Kost kommen dem Wunsche der türkischen Eheherren wesentlich entgegen.

Die Mageren können sich leicht trösten, sie machen die ohnehin beschwerliche Lebensreise ohne viel Gepäck, also angenehm durch. So lange nicht Noth, Enttäuschung oder Hunger die Ursache sind, braucht der Geist und die geistige Thätigkeit dabei nichts zu leiden, denn diese ist nicht an Corpulenz gebunden. Kant, der große deutsche Philosoph, war bekanntlich spindeldürr. Auch manche andere Vortheile gewährt die Magerkeit. Ist ein armer Schullehrer oder Schreiber gezwungen, um Unterstützung bittlich zu erscheinen, so ist seine dünne Figur das beste Argument bei der Bittschrift. Der Dicke steht hier in keinem günstigen Lichte, es sei, daß ein Witz ihm heraushilft, er wäre seinen dicken Bauch noch dem Wirthe schuldig, bei dem er zu speisen pflegt. Steigt der Magere in ein bereits stark besetztes Coupé der Bahn oder eines Omnibus ein, so tröstet man sich noch und macht ihm Platz. Mit welchen Augen wird aber der Dicke angesehen? Schließlich muß sich der Letztere vom Wiener Fiaker die Frage gefallen lassen: „'R Gnaden, fahren wir auf einmal?" Und bei einem Pistolen-Duelle zwischen einem Dicken und Mageren, wer ist da im offenbaren Vortheile? Selbst dann, wenn der Letztere dem Ersten mit Kreide einen Kreis auf dem Bauche

zieht, der gleich ist der Fläche seiner dünnen Person, und dazu bemerkt, daß nur der Schuß innerhalb dieses Kreises Gültigkeit habe? Auch der Fabeldichter ist dem Mageren günstig gestimmt; wir erinnern an die magere Maus, die bequem durch das enge Loch auf den Getreidespeicher kommen konnte, aber vom opulenten Mahle dick geworden, der Katze auf demselben Wege zu entfliehen nicht vermag. Dagegen sind die Dicken als friedliebend bekannt, sie machen nicht so leicht Revolution, selbst für den rapiden Fortschritt werden sie sich kaum begeistern, der friedliche Conservatismus bleibt ihr Ideal. Cäsar sagte von Dolabella: Diesen Fetten fürchte ich nicht, weit eher jene blassen, mageren Leute, wobei er auf Brutus und Cassius hindeutete.

Eine der kostbarsten Gaben unseres Erdenwalles ist wohl das Augenlicht, das uns zur ganzen Welt und zur Menschheit in die innigste Berührung bringt, und man kann es nicht hoch genug schätzen. Den hohen Werth lernt freilich erst der Unglückliche schätzen, der es eingebüßt hat und der bei der größten Körperstärke, selbst kleinen Gefahren gegenüber, hülflos steht. So sehr ein solcher zu bedauern ist, so große Bewunderung muß ihm gezollt werden, wenn er sich moralisch in dieser Finsterniß nicht verliert und durch ein geistiges Hellsehen die leibliche Blindheit deckt. Ein ausgezeichneter Tonkünstler, der das Unglück hatte, zu erblinden, hat mich versichert, daß ihm jetzt erst, seitdem er das Licht des Auges verloren hat, die geheimnißvolle Schönheit des Reiches der Töne klar geworden ist. Darauf mag wohl die grausame

Thierquälerei beruhen, die Singvögel blendet, damit sie bessere Sänger werden.

Das Unglück mit Würde tragen, ist immer ein Zeichen eines festen, gediegenen Charakters. Der Dichter Pfeffel wurde in seinen späten Tagen blind; wenn ihn ein Freund besuchte, und im Gespräche allenfalls, ohne an etwas zu denken, bemerkte: Ja, sehen Sie, mein lieber Pfeffel, wie die Welt im Argen liegt, da konnte er laut auflachen und die naive Antwort geben: Ja, ja, ich sehe! Hierher gehört wohl auch die Wette, die ein Einäugiger mit einem Gesunden einging, daß er nämlich mit einem Auge mehr sehen könnte, als dieser mit beiden. Natürlich, er sieht an diesem zwei sehende Augen, dieser aber an jenem nur eines.

In Schwaben ist das Sprüchwort: Jetzt wollet mer seha, hat der Blind' g'sagt, wie der Lahm' hat laufa wolle! So führt uns das Sprüchlein zu den Lahmen, Hinkenden. Wenn ein Armer mit einem solchen Gebrechen behaftet ist und überdies keine Lust zur Arbeit hat, so sieht er sein Gebrechen gar nicht als ein Unglück an, sondern als einen Freibrief für Faullenzerei, als ein Privilegium, durch Bettelei seine Mitmenschen zur Wohlthätigkeit auffordern zu dürfen. Wer sich von einer barmherzigen Anwandelung gegen solche Unglückliche kuriren will, dem rathen wir den Besuch eines berühmten Wallfahrtsortes an, wo unzählige solche Bettler, nachdem sie oft künstlich Gebrechen am Körper forcirt haben, mit denselben auf die ekelhafteste Weise prunken! In der Legende des heil. Martin von Tours wird erzählt, daß, als seine Gebeine nach

dieser Stadt in feierlicher Procession getragen wurden, alle Kranke und Gebrechliche, die sich auf dem Wege fanden, sofort geheilt wurden. Davon hörte ein Lahmer, der auf der Straße, auf welcher der Zug sich bewegen sollte, zu betteln pflegte. Was soll aus ihm werden, wenn er gesund wird? Arbeiten will er nicht, und betteln kann er dann nicht, wenigstens nicht mit dem früheren Erfolge. Er besinnt sich nicht lange und eilt — so weit es eben sein Stelzfuß erlaubt — von dannen, auf eine andere Straße. Aber die Route des Zuges wurde geändert, was ihm unbekannt blieb, und dieser kam eben des Weges, den er gewählt hatte, und er wurde gegen seinen Willen geheilt. Die Wohlthat war seine Strafe, wie er sie wohl verdient hatte. Wie erhaben erscheinen neben diesen die Unglücklichen, an deren Brust das eiserne Kreuz uns verkündet, daß sie im ruhmvollen Kampfe für des Vaterlandes Ehre und Macht invalid geworden sind! Einem höheren Officier wurde in der Schlacht ein Fuß abgeschossen; als er verbunden wurde und sein Diener (es giebt solche brave Burschen) dabei fürchterlich schluchzte, tröstet ihn sein Herr: „Dummer Junge, warum weinest Du? Lachen solltest Du, denn von nun an hast Du nur einen Stiefel zu putzen!" Echt engländerisch handelte Dorsey, der sich in ein Landmädchen verliebte und sie auch heirathen wollte. Diese schlug indessen die Partie aus, weil — wie sie ihm verschämt mittheilte — sie einen Stelzfuß habe. Der Verliebte antwortete nichts, reiste nach London und ließ sich gleichfalls einen Fuß amputiren. Nun stand der Heirath nichts mehr im Wege. — Böse Zungen meinten,

er hätte später auch noch den zweiten Fuß geopfert, um seiner Frau wieder ledig zu werden.

Kein Theil des menschlichen Antlitzes erfreut sich einer so besonderen Beachtung als die Nase, der Gesichtserker oder auch Schnauber von den Sprachpuristen genannt. Da weiß man von breiten, kleinen, Stumpf-, Adler-, Spitz- und Großnasen zu erzählen. Wo ist hier die goldne Mittelstraße? Besonders die Großnasen müssen sich Vieles von Spott und Witz gefallen lassen, und doch führt ein berühmter Römer von seiner großen Nase den Beinamen: Publius Naso. Bekanntlich ist ein ganzes Buch mit hundert Epigrammen auf Nasen erschienen, darunter manche besonders witzig sind und kaum Jemanden beleidigen können. Die Nasones unserer Tage thun gut, wenn sie mitlachen, wie Jener, dem ein Fremder eine Prise anbot, und als dieser bemerkte, daß er kein Schnupfer sei, voll Verwunderung ausrief: Wie? kein Schnupfer? Wirklich schade um das schöne Lokal!

Die Alten nannten die Nase honestamentum faciei, eine Zierde des Anlitzes, was sich vielleicht auf die Schmeichelei zurückführen läßt, die Salomon im hohen Liede seiner Braut macht: Deine Nase ist wie der Thurm von Libanon, der nach Damascus hinsieht. Unsere Schönen würden sich kaum mit einem solchen Complimente zufrieden geben. Kaiser Max hatte eine große Habichtsnase und er war sich dessen wohl bewußt. Als er von Malern bedrängt wurde, die ihn portraitiren wollten, rief er: Siehe, wer nur eine Nase zeichnen kann, kommt und will mich abconterfeien! Vom demselben Kaiser

erzählt man, daß er in einem Hohlwege einem Bauernkarren begegnete, dessen Insasse dem Kaiser nicht ausweichen wollte: Wo soll ich denn hin vor des Kaisers Nase? Dieser drückte sie nach der Seite und sprach: Nun wirst Du wohl an meiner Nase vorbeikommen! Auch im Sprüchworte spielt die Nase eine große Rolle. Von einem Vorwitzigen oder Uebermüthigen sagt man: er trägt die Nase hoch, er steckt in Alles seine Nase, er rümpft die Nase. Beschämte ziehen mit langer Nase ab, dem unverschämten Kritiker wird zugerufen: Ziehe Dich bei Deiner eigenen Nase, und wenn Einer von seinen Vorgesetzten einen Verweis bekam, so heißt es, er hat eine Nase bekommen. Der Zorn heißt in der Bibel: das Schnauben der Nase. Auch ein Nasenrecht gab es; wenn Braut oder Bräutigam vor der Hochzeit die Nase verlor, brauchte der andere Theil nicht zu heirathen.

Wir dürfen auch den Kropf nicht mit Stillschweigen übergehen. Er entsteht durch eine ununterbrochene Anschwellung der Halsdrüsen und wird durch anhaltendes Bergsteigen oder das Tragen großer Lasten auf dem Kopfe gewonnen, weshalb er in Gebirgsgegenden am häufigsten vorkommt. In einer solchen, dem großen Weltverkehre ganz verschlossenen Gegend, war er einer ganzen Gemeinde wie angeboren, und die Leute nahmen ihn als etwas Selbstverständliches, da ihnen sehr selten ein Menschenkind ohne ihn zu Gesichte kam. Einmal verirrte sich ein solcher in ihre Kirche, als eben Predigt war, und die Jugend, die mit dem Spotte gleich bei der Hand ist, fixirte ihn gewaltig und lachte ihn aus, so daß der Prediger sich

nicht enthalten konnte, die Ermahnung an sie zu richten: Wenn dem armen Fremden Gott die Zierde des Halses, die ihnen Allen bescheert wurde, versagt hat, so wäre es doch unchristlich, sich über ihn lustig zu machen.

Den meisten Spott in der bösen Welt haben wohl die Buckligen zu leiden. Der Grund mag darin liegen, daß diese gewöhnlich durch den geringsten Anflug von Spott, ja selbst durch einen unrechten Blick, selbst durch augenfälliges Mitleid in Zorn gerathen, womit sie dann natürlich Oel in's Feuer gießen. Durch diese fortwährende Kriegsbereitschaft gegen die Mitwelt werden sie von dieser zu den bissigsten Satirikern groß gezogen. Haben sie den Witz gleich bei der Hand, so bleiben sie immer Sieger über den gemeinen Spott. Als in einer Gesellschaft einem Buckligen nachgerufen wurde, hier geht Aesop, wandte er sich um und sagte: Ihr habt Recht, wie Jener, mache auch ich Thiere reden. Wilhelm von Oranien, den der Marschall Luxembourg in der Schlacht schlug, nannte diesen den „Krummbuckel". Dieser aber antwortete auch hier schlagfertig: Wann hat er denn meinen Rücken gesehen? Und als einem Buckligen der Rock gestohlen wurde, sagte dieser: Ich wünsche nur, daß er dem Diebe recht passe!

Hierher gehört auch Friedrich August, Prinz von Braunschweig (1740—1805), der durch seine Tapferkeit wie durch seinen Witz gleich berühmt war. Aus dem Naturfehler machte er sich gar nichts, und als einmal der Prediger über den Text: Was Gott thut, das ist wohlgethan, sprach, wollte ihn der Prinz durch die verfängliche Frage in Verlegenheit bringen:

„Betrachten sie mich! Wie bringen Sie mich mit Ihrer Predigt in Einklang?" — „Für einen Buckligen sind Euer Durchlaucht recht gut gemacht." Der Fürst konnte sich vor Lachen ausschütten. Derselbe hatte auch einmal zur Tafel eine Gesellschaft von Männern eingeladen, die auf dem Rücken die gleiche Erhabenheit besaßen. Natürlich mußten die Geladenen, als sie beisammen waren, sehr überrascht sein, der Herzog aber bewillkommte sie leutselig mit den Worten: Meine Herren, es ist Ihnen bekannt, wie wir von den Geraden gewöhnlich durchgehechelt werden, heute wollen wir es ebenso thun und uns auf Kosten jener belustigen; wir wollen einmal so ganz unter uns sein!

Und in der That giebt es keinen elenderen Grund zur Entfaltung des Spottes, selbst wenn er noch so witzig wäre, als eine Abnormität der Körperform, eine Ausnahme von der Regel. Wenn alle Menschen bucklig wären, oder einen Kropf oder Säbelbeine hätten, wie würde sich dann die ideale Form der Menschengestalt formiren? Wo bliebe Hogarth mit seiner Wellenlinie der Schönheit? Wenn schon Jemand wirklichen Witz besitzt, dann vergeude er ihn nicht an unverschuldete Ausnahmen der Körperbildung, dann schwinge er seine Geißel über die moralischen Auswüchse, über die Krüppel der geistigen Gebiete. Wahrlich, er findet hier ein Feld, das er mit allem Witze nicht wird überwältigen können.

---

## 4. Der Humor beim Sterbebette und am Grabe.

---

Der Humor ist eine ganz eigenthümliche Gemüthsverfassung; wo er nicht ist, da läßt er sich durch kein Mittel herbei befehlen; wenn er aber durchbrechen will, dann bindet er sich an keine Etikette, an kein Gesetz. Wohin oft des Alltagsmenschen Auge nur mit tiefster Ehrfurcht emporblickt, da drängt sich der Humor breitspurig und auch wieder oft auf den leichtesten Flügeln hin. Man kann seinem Gebahren ebenso wenig Ketten anlegen, wie dem plötzlich durch eine rechte Schnurre erweckten Lachen des Naturmenschen.

Der Humor, insbesondere der deutsche, ist in allen Gebieten menschlicher Verhältnisse zu Hause und es bleibt ein ehrendes Zeugniß für das glückliche Temperament des Deutschen, daß er den Humor selbst bei Pech und Unglück nicht verliert. Wie unsere Aufschrift sagt, wagt er sich zuweilen selbst in die Stube des Sterbenden, und auch das Grab, diese geheiligte Ruhestätte des Menschen nach den Kämpfen des Lebens, ist vor seiner Neckerei nicht sicher.

Was nun den Humor am Sterbebette anbelangt, so offenbart er sich entweder aus einer naiven Auffassung des Lebens

und des Todes von Seite des Kranken, oder er wird durch ein besonderes Zusammentreffen äußerer Umstände geweckt. So zeigt sich eine fast kindische Naivität bei dem sterbenskranken Kapuziner, der vom Leben nicht gern scheiden will und darum den Stoßseufzer zum Himmel sendet: O Gott! ich bin nicht würdig — zu sterben.

Anders benahm sich Seume, als ihn Major Blankenburg an seinem letzten Tage besuchte; wie geht es? — „Sehr gut, sehr gut!" war die Antwort des Sterbenden, „der Betteltanz geht zu Ende!" Lord Russell, der unter Karl II. enthauptet wurde, gab seine Uhr vor der Hinrichtung Burnet zum Geschenke: „Ich brauche sie nicht mehr, da ich von der Zeit scheide und in die Ewigkeit gehe!" — Auch der berühmte Komiker Scarron bewahrte seinen guten Humor bis zum letzten Augenblicke, da er zu den Umstehenden sagte: „Ihr werdet lange nicht so viel über mich weinen, als ihr über mich gelacht habt." Ebenso humoristisch faßte der französische Grenadier, der bei Wagram von acht Kugeln durchbohrt auf dem Schlachtfelde lag, den Tod auf, da er bemerkte: „Saperlot! also acht Kugeln sind nöthig, um einem französischen Grenadier den Garaus zu machen!" Ein Sterbender fragte seine Umgebung, welches Datum man habe? — „Wozu willst Du es wissen?" — „Nun, ich will doch wissen, an welchem Tage ich gestorben bin!"

Vom köstlichsten Humor eingegeben sind aber die letzten Worte eines Mannes, der zu seinem weinenden Weibe sagt: „So lange ich mit Dir lebte, mußte ich nach Deiner Pfeife

tanzen, schließlich aber will ich einmal meinen Willen haben!" dabei drehte er sich zur Wand und starb!

Andererseits können in einem Sterbezimmer auch zufällige Umstände eintreten, die nicht allein den Ernst und die Traurigkeit des Augenblickes beeinträchtigen, sondern sogar in das Gegentheil wenden. Im Zimmer eines Sterbenden, den die Angehörigen in tiefster Trauer umstanden, rief plötzlich der Papagei sein gelerntes: „Gut Morgen, Herr Fischer!" In einer ähnlichen Situation fing die Spieluhr von der Wand her ihr lustiges: „O Du lieber Augustin!" zu leiern an.

Ein Cardinal zu Rom lag in den letzten Zügen; es hatte sich im Halse eine Geschwulst gebildet, die Aerzte konnten nicht helfen, er war dem Ersticken preisgegeben. Seine Verwandten warteten nicht auf den Tod, sondern trugen seine Habseligkeiten vor seinen Augen weg; wehren konnte er nicht und schreien ebenso wenig. Er hielt sich aber einen Affen, der ihm treu blieb; als dieser sah, wie die Menschen Alles wegschleppten, setzte er seines Herrn Dreimaster (dreieckiger Hut) auf und nahm das Brevier, das Einzige, was zurückblieb, und wollte dann ebenfalls weiter ziehen. Ueber diese Possierlichkeit mußte der Sterbende plötzlich so gewaltsam auflachen, daß die Geschwulst im Halse barst und der Kranke gerettet war.

Wir dürfen schließlich auch des Galgenhumors nicht vergessen; liegt doch schon Humor darin, wenn ein Verurtheilter diese Todesart ein vertikales Sterben nannte. Vom Galgenhumor, oder der Geistesgegenwart eines zum Tode Verurtheilten ist die Frechheit, die aus der Verzweiflung eines

ganz verdorbenen Herzen hervorgeht (wie sie der Attentäter auf den deutschen Kaiser zur Schau trug) wohl zu unterscheiden. Es circuliren viele Anekdoten vom Galgenhumor, es mögen die wenigsten auf wirklichen Begebenheiten beruhen. Wenn sie nur gut erfunden sind, so bleiben sie doch ein Beitrag zur Psychologie. Ein Galgencandidat sieht vom Karren, wie sich eine Masse Volkes vorwärts drängt, und ruft: Eilt doch nicht, ohne mich kann ja das Fest nicht anfangen. — Ein Schwabe war's, den der Henker während der Execution fallen ließ und ausrief: „Mein Lebtag ist mir altem Practicus so was nicht begegnet!" „Mir auch nicht," war des Schwaben Gegenbemerkung. — Einem wurde Pardon angeboten, wenn er sich entschließe, eine alte Jungfer zu heirathen. „Wo ist sie?" Man bringt die Braut in spe; er sieht eine Weile ihr häßliches Gesicht an und wendet sich barsch zum Henker: „Aufgehängt!" — Ein passionirter Raucher kann sich von seiner Pfeife nicht trennen; erst unter dem Galgen legt er sie bei Seite. Da kommt der Pardon. „Wo ist meine Pfeife?" und als er sie im Munde hat, meint er: „Es war die höchste Zeit, bald wäre mir das Feuer ausgegangen!" — Auch die Juden figuriren oft als Galgenhumoristen; einer bat den Henker, ihn unter den Armen zu hängen, da er am Halse kitzlich sei und dabei leicht ein Unglück haben könne; ein anderer sollte noch mit zwei Delinquenten gehängt werden, erhielt aber Pardon; sein Erstes war, mit dem Henker um die Kleider der zwei anderen zu feilschen.

Aus diesen Beispielen, die wir noch vermehren könnten,

ist der Charakter des Galgenhumors leicht zu erkennen. Er lebt sogar in einem Sprüchworte: „Die Woche fängt gut an, sagte Jemand, da sollte er am Montage gehängt werden."

Wenn wir uns nun auf den Begräbnißort verfügen, so werden wir auch hier noch den Schalk Humor finden; er verschont den „Gottesacker" nicht mit seinen Disteln, den „Friedhof", wo heilige Ruhe walten sollte, nicht mit seinen Witzen. Wer sich der Mühe unterziehen wollte, alle Grabschriften welchen Friedhofes immer durchzumustern, würde oft, besonders bei älteren Inschriften, den Schalk hervorgucken sehen.

Ueberdies besitzen wir in den Werken unserer deutschen Dichter so manches Epigramm, das als Grabinschrift angebracht, ein Beleg für unser Thema wäre. Von diesen Grabschriften, die nie ein Grab geziert haben, wollen wir hier eigentlich nicht reden. Wer sich für diese Literatur des Witzes interessirt, wird in der Sammlung von (103) poetischen Grabschriften von Hoffmannswaldau und vom Franzosen Benserade finden, was er sucht. Welchen Geistes die ersteren sind, wird man an den zwei kleinen Beispielen sehen:

„Mein Weib deckt dieser Grabstein zu — Für ihre und für meine Ruh'."

„Hier ruht mein lieber Arzt, Herr Grimm — und die er heilte, neben ihm."

Gut hört sich auch die Grabschrift eines Faulen an:

„Er saß, er lag, er fuhr, höchst selten stand er auf,
Er hatte — keinen Lebenslauf."

Wenn wir nun aber die historischen, d. h. wirklich auf Grabmälern angebrachten von unserem Standpunkte sortiren, und den Charakter des Humors auf Gräbern erkennen wollen, so finden wir manches prächtige Exemplar. So setzte ein Steinmetz seinem Sohne aus eigenem Atelier ein Monument mit der Aufschrift:

„Hier unter diesem Steinlein — liegt mein einzig Söhnlein. Selbstgemacht von Jacob N. höchstbetrübten Steinmetz und Vater. Ueberlingen den 8. Herbstmond 1698."

Der berühmte Komiker Lux starb zu Frankfurt 1818. Seine Grabschrift lautet: Hic jacet Lux in tenebris. (Da liegt Lux — das Licht — in der Finsterniß.)

Folgende Grabschrift befindet sich auf dem Friedhofe zu Iglau:

„Im Leben wie Zinnober — Im Tode kreidebleich;
Gestorben am 9. October — Am 11. war die Leich'."

Diese erinnert uns an eine ähnliche:

„Hier liegt unser lieber Junker,
Als er starb, da stunk er."

Selbst zur Reclame wurde der Grabstein benützt; in Boston ist auf dem Steine eines Selbstmörders die Firma der Fabrik eingravirt, von der der Todte den Revolver bezogen hat. Und in New-York lautet eine Grabschrift: „Hier ruht John Rowland — Seidenfabrikant. Die untröstliche Wittwe führt das Geschäft fort, Bowstreet, 76."

Zum Schlusse will ich den Lateinern eine Grabschrift in Rebusform zum Auflösen vorlegen, die ich in einem alten Buche

gefunden habe und die daher lange vor der Mode der Rebuse datirt:

| o | quid | de |
|---|---|---|
| be | bis | bia |

ra ra ra es
et in ram ram ram
redi redi

Die Auflösung lautet:

O superbe, quid superbis de superbia,
terra es
et in terram redibis.

## 5. Verjüngungsmittel!

Es ist eine fast allgemeine Regel, daß jeder Mensch alt werden will, aber Niemand will alt sein. Man will von der „süßen Gewohnheit des Lebens" nicht scheiden, aber auch unter den traurigen Spuren, die die Zeit dem hohen Alter aufdrückt, nicht leiden. Ja, könnte man im Zenith der Lebenskraft der flüchtigen Zeit Stillstand gebieten! Könnte man Jugendschönheit und Jugendkraft in Permanenz erklären! — Wie, wenn dennoch sich ein Mittel fände, den verheerenden Wirkungen des Alters zu begegnen, die eingetretenen Uebelstände des Alters aufzuheben? Es ist psychologisch leicht erklärlich, daß die Menschheit von jeher vom Wunsche beseelt war, ein solches Mittel zu finden, und daß sie oft ihre besten Kräfte daran setzte, ein solches palliatives oder Regenerations-Mittel zu gewinnen.

König David hat uns einen sehr einfachen Weg vorgezeichnet, wie man im Alter sich wieder verjüngen könne, wenn er in den Psalmen sagt: Lobe den Herrn, meine Seele, der deine Sehnsucht erfüllt, daß deine Jugend sich erneuere wie des Adlers. Da aber die Frömmigkeit bekanntlich kein

Hinderniß ist, daß das Alter mit allen seinen Schwächen auch den Frömmsten heimsuche, so dürfte nach der Ansicht der Theologen David nur von einer Erneuerung der Jugend der Seele gesprochen haben. Die Menschen wollen aber leiblich und geistig jung bleiben. Nun sagt zwar die ernste Wissenschaft, daß eine vernünftige, geregelte Lebensweise, die gleich weit entfernt ist von Allem, was als Noth und Entbehrung der Entwickelung der Lebensfreude hindernd entgegensteht, wie von Allem, was als Uebermaß im Genusse die Lebenskräfte untergräbt, das Leben verlängern kann. Hufeland hat dies in seinem Werke: Die Kunst, das Leben zu verlängern, gründlich genug auseinandergesetzt. Aber wer wird mit solchen ernsten Studien sich befassen! Das Alter kommt doch, wenn indessen der Tod nicht zuvorkommt. Man will mit leichteren Mitteln zu einem Ziele kommen. Die Jagd der Menschheit nach ewiger Jugend soll uns nun einige Augenblicke beschäftigen. Sie bietet auch für die Culturgeschichte der Menschheit so manchen interessanten Beitrag.

Zuerst fand die Hoffnung, irgend einmal das Mittel ewiger Jugend zu entdecken, ihren Ausdruck in den Mythen. Von der Götterspeise Ambrosia und dem Göttertrank Nektar, credenzt von der ewig jugendlichen und schönen Hebe, erhielten die mächtigen Bewohner des Olymp ihre nie vergehende Jugend und göttliche Kraft. Auch die letzten Ausläufe der Olympischen Gesellschaft, die Nymphen der Quellen, Berge und Bäume standen nach den griechischen Dichtungen dieser unverwelklichen Jugend nahe. Das Leben der schönen Dryade

Chrysopeleia stand mit einem Baume in Verbindung; als dieser, vom wilden Waldbach unterwühlt, dem Umstürzen nahe war, fand Arcas, der Stammheld der Arcadier, die Nymphe weinend bei ihrem Baume. Er leitete den Bach ab, befestigte den Baum und rettete also die Dryade, und diese belohnte ihn dafür mit ihrer unverwelklichen Schönheit. — Im Baume, wie in gewissen Kräutern suchten die Menschen von jeher die verjüngende Kraft. Die Brahminen erzählen: Der König Vicramaarca dachte eines Tages über die Kürze des Lebens nach und wurde darüber sehr traurig. Sein Bruder tröstete ihn und gab ihm den Rath: In der Mitte der Welt ist der Baum Udetaba, der Baum der Sonne, der bei ihrem Aufgang aus der Erde hervorsproßt, mit ihr wächst, am Mittag mit seinem Gipfel sie berührt, dann mit dem Tage abnimmt und beim Sonnenuntergang sich in die Erde zurückzieht. Setze dich bei Sonnenaufgang auf diesen Baum, er wird dich bis zur Sonne emporbringen, die du dann bitten kannst, daß sie dir ein längeres Leben verleihe, als den anderen Menschen. Der König that also und erhielt ein Leben von zweitausend Jahren voll Kraft und Gesundheit.

Die Brahminen haben leider den Ort nicht genau beschrieben, wo dieser wunderbare Lebensbaum zu finden sei. Andere Sagen sprechen von Bäumen, deren Früchte Unsterblichkeit bringen. Die Arier brachten einen solchen Baum, den sie Hom oder Haoma nannten, nach Indien, aus dem man daselbst den Somatrank bereitete. In demselben fabelreichen Lande ist der Baum des Lebens Gogard, welcher verjüngt,

und der Baum Sudam, dessen Früchte Unsterblichkeit verleihen. Die regenerirende Kraft wunderbarer Bäume kommt oft in indischen Sagen vor. Eine dieser Sagen berichtet sogar, wie die Besitzer einer solchen Frucht dieselbe nicht zu schätzen wußten. Ein armer Brahmine, so wird erzählt, fand diese Frucht, die Unsterblichkeit verleiht, und eilt nach Hause, um sie mit seiner Frau gemeinschaftlich zu verzehren; diese aber weinte und glaubte, ein böser Dämon hätte dem Manne diesen Rath gegeben, weil dann ihre Noth ewig sein würde; sie rieth darum ihrem Manne, die Frucht dem Könige zu schenken. Auch dieser macht für sich keinen Gebrauch von der wunderbaren Gabe, sondern überbringt sie seiner Geliebten; aber auch diese genießt sie nicht, sondern schenkt sie einem Andern, den sie heimlich liebt, und so kommt dieselbe, nachdem sie noch weiter als Geschenk den Besitzer wechselte, zum König zurück, der zu seiner Geliebten eilt, um sie zu bestrafen. Als diese die Frucht in seiner Hand sieht, stürzt sie vor Schrecken todt zu Boden. Der König, die Eitelkeit des Irdischen erkennend, sucht die Einsamkeit auf, um da als Büßer zu sterben.

Aus Kräutern geheimnißvolle Lebensessenzen zu gewinnen, schien ein leichtes Unternehmen. Neben der Wissenschaft, die mit heiligem Ernst die Naturkräfte untersuchte, um sie zur Heilung verschiedener Körperkrankheiten dienstbar zu machen, versuchten es Adepten, mit einem Wurf die Naturgesetze zu überspringen und einen Extract zu präpariren, der alle Krankheit aufhebt, den Menschen gegen Schwäche, Alter, Hinfällig-

keit sicher macht. Die sogenannte Hexerei und Zauberei arbeitete im Dunkeln auf diesem Gebiete rüstig und unerschrocken. Kein Wunder, daß manches alte Weib, das als Zauberin verrufen war, durch langjährige Praxis so manche Kräfte der Kräuter kannte, die der großen Menge verborgen blieben. Aber wie man bis jetzt vergeblich das Kräutlein gegen den Tod gesucht hat, so hat man auch noch keines gefunden, das ein kräftiges, jugendliches, langes Alter zu Stande gebracht hätte. Medea, die Ahnfrau der Hexen, hat nach der Mythe den Aeson, Jason und die Ammen des Dionysos in einem Kessel, darin sie besondere Kräuter braute, jung gekocht; aber welche Kräuter waren es? Vielleicht sind wir diesem Geheimniß näher, wenn wir die Mythe verlassen und die reale Welt betreten. Paulus Lucas, ein Franzose, wurde vom König Ludwig XIV. nach dem Orient geschickt, um alte Denkmäler zu besuchen. Im ersten Theile seiner Voyage de Turquie erzählt er uns Folgendes: In Konstantinopel wurde er zu einer der vornehmsten Sultaninnen, die krank und von den türkischen Aerzten aufgegeben war, wegen seiner Erfahrung gerufen, bei welcher Gelegenheit er zwei Haremsfrauen, die dem Ansehen nach sehr jung und schön gewesen, aus dem Harem sich entfernen sah. Er erkundigte sich deshalb bei dem Verschnittenen, warum so junge Frauen sich entfernen dürfen? Dieser aber antwortete mit lachendem Munde, es wäre jede derselben schon siebzig Jahre alt, weshalb sie zur Bedienung der kranken Schwester des Sultans herausgelassen würden. Als sich Lucas dann über den Schein der Jugend verwunderte,

sagte ihm der Verschnittene, daß sie seit vielen Jahren einen Trank vom Serquis getrunken, welches nur in der Gegend von Mecca und im Garten des Serails wachse und den Weibern ihre Jugend erhalte, daß sie in einem Alter von sechzig Jahren wie zwanzigjährige Mädchen erscheinen. Lucas will dann auch dieses Kraut in einem Thale bei Damascus gefunden und gesammelt haben. Es bleibt nur zu verwundern, daß er bei seiner Rückkehr nach Frankreich keinen Gebrauch von dieser gewiß kostbaren Entdeckung gemacht hat. Was wäre heutzutage dieses Kraut werth! Es müßte alle in dieses Gebiet einschlagenden vielgepriesenen Mittel über den Haufen werfen. Was ist die Revalenta Arabica, was alle Lebenselixire und Extracte der Welt gegen dieses Kraut! Der Unternehmungsgeist sollte sich allen Ernstes auf die Entdeckung und Verwerthung dieses Gewächses werfen, ein unermeßlicher Gewinn wird sicher nicht ausbleiben! Wir haben in botanischen Werken vergebens nach der Pflanze dieses Namens geforscht und haben auch von Fachmännern keinen Aufschluß erhalten können. Es bleibt nichts übrig, als nach dem kostbaren Kräutlein weiter zu forschen.

Auch die Chemie sollte ähnliche Mittel zur Verlängerung eines jugendlich kräftigen Lebens bieten. Geheimnißvoll sind die Wechselbeziehungen der Chemikalien auf einander, und der Uneingeweihte ist leicht versucht, an Wunder zu glauben, wenn er durch Verbindung diverser Naturkräfte oft plötzlich so ungeahnte Wirkungen wahrnimmt. In einem dem Laienauge noch mit sieben Siegeln verschlossenen Buche muß denn auch,

so schließt man, so manche verborgene Kraft enthalten sein, die sich zu unserem Zwecke ausbeuten ließe. Roger Bacon, geb. 1214, einer der merkwürdigsten Männer des Mittelalters, dessen Kenntnisse weit über seine Zeit gingen, machte Erfindungen, die, nach seinem Tode vergessen, einige Jahrhunderte später erst ihre Verwendung fanden. Derselbe verfaßte auch ein lateinisches Werk, in dem er auf Grundlage chemischer Mittel das Leben zu verlängern lehrte. Das Werk erschien in Oxford 1590 und in englischer Uebersetzung in London 1683. Wir können hier den Inhalt des Werkes nicht erörtern aus dem einfachen Grunde, weil es uns nicht möglich war, dasselbe vor die Augen zu bekommen. Vielleicht sind Andere, die sich für die Sache interessiren, glücklicher; uns genügt, auf dasselbe aufmerksam gemacht zu haben.

Es ist eine bekannte Geschichte, daß man bereits in hohem Alterthum aus vegetabilen und metallischen Stoffen verschiedene Mittel zur Erhaltung der jugendlichen Schönheit zu bereiten wußte. Man kann diese kosmetischen Mittel unter dem allgemeinen Namen Schminke zusammenfassen. Damit haben wir ein Wort genannt, welches in der Culturgeschichte der Menschheit eine sehr große Rolle spielt. Wir finden die Schminke bereits in der alttestamentlichen Bibel: jüdische Mädchen bemalten ihr Gesicht mit Spießglanz; wir finden die Schminke bei allen Völkern der Erde, bei den cultivirten, wie Griechen, Römern, und in der christlichen Welt Europas bis auf unsere Tage ebenso, wie bei den Wilden Afrikas und den Indianern Amerikas. Da das Ideal der Schönheit nach

Zeit und Ort variirt, so ist auch die Schminke verschieden. Lucian läßt seinen „Weiberfeind" die Frauen seiner Zeit also schildern: „Wollte man sie, wenn sie sich aus ihrem Bette erhoben haben, überraschen, so würde man vor ihnen wie vor einem häßlichen Thiere erschrecken. Sie sind aber gleich von Mädchen umringt, die ihre unglücklichen Gesichter mit allen Arten von Schminke überschmieren." Karl IX. und Heinrich III. von Frankreich bedeckten sich des Nachts Gesicht und Hände mit erweichenden Salben, um eine zarte Haut zu erhalten. Man trug sogar Masken, um das Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu behüten. Unsere Zeit ist bei aller Bildung und Aufklärung doch so schwach, von den in langen Reclamen ausposaunten kosmetischen Mitteln die Conservirung der Jugend zu erwarten. Der Menschenfreund, mag er mit den klarsten Beweisen die Schädlichkeit dieser Mittel nachweisen, wird verlacht. Man sieht täglich, besonders in großen Städten, Gesichter, die einem Pastellbild nicht unähnlich sind, und wie dieses, vor dem geringsten Hauch bewahrt werden müssen. Längst sollte man zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß Schminke nichts als Täuschung, ein Selbstbetrug sei. „Madame Gertrude veut, à soixante ans, faire encore la prude, mais il n'est plus temps. Envain elle farde son teint suranné. C'est de la mutarde après le diné." Senf nach der Mahlzeit! Man kann das Unfreundliche des Teints decken, aber nicht heilen, eben so wenig als die Furchen, welche die Zeit im Gesichte gezogen hat, die Falten und Runzeln, welche Ninon de Lenclos gern an die Fußsohle verbannt hätte,

damit sie sich nicht öffentlich zeigen. „Durch die Schminke entgeht man nicht dem zerstörenden Zahn der Zeit, sagt Lafontaine, und eines Hauses Trümmer kann man wohl repariren, doch für die Trümmer im Gesicht giebt es keine Reparaturen."

Eine der merkwürdigsten und zugleich anmuthigsten Panacäen gegen die Gebrechen des Alters, nebst Mittel zur Verlängerung des Lebens, ist wohl die von Joh. Heinr. Cohausen in einem besonderen von ihm verfaßten Werke beschriebene. Der Titel des Buches giebt kurz und bündig das Mittel an; er lautet: „Von der seltenen Art, sein Leben durch das Anhauchen junger Mädchen bis auf 115 Jahre zu verlängern." Die im Buche vorgetragene Diätetik stützt sich auf die Inschrift eines Denkmals, welche Gommarus, ein Bolognesischer Antiquar, zu Rom entdeckt haben soll. Die Inschrift lautet: „Dem Aesculap und der Gesundheit (setzt dies Denkmal) L. Clodius Hermippus, der 115 Jahre fünf Tage durch das Anhauchen junger Mädchen gelebt hat . . . ." Er soll ein Lehrer gewesen sein, und da in der That Lehrer, die viel in der Atmosphäre der Jugend leben, ein hohes Alter erreichen, so dürfte die Sache einen gewissen Grad von Wahrheit enthalten. Sagt ja schon Cicero (de Senectute): „O wie angenehm ist eine solche Gesellschaft (er denkt indessen an die Mägdlein des Parnasses); denn was ist angenehmer, als ein Alter, welches von den Studien der Jugend umgeben ist." Wer sich übrigens über den Gebrauch des Receptes unterrichten will, denn verweise ich auf Cohausen's Büchlein.

Eine große Wichtigkeit für unseren Gegenstand hat endlich das Wasser. Wie in den ältesten Theogonien das Wasser als Urprinzip, also als erstes Lebensprinzip aufgefaßt wird — auch die Mosaische Schöpfungsgeschichte steht auf ähnlicher Grundlage — so wurde es auch Sinnbild des Lebens selbst. Wie schön schreibt Masius in seinen Naturstudien: „Die reizende Durchsichtigkeit des Wassers, der melodische Rhythmus seiner Bewegung, das leuchtende Grün und Blau der Wellen üben eine stille Macht über jeden Sinn. In der That, das Wasser ist ein geistiges Element und spricht uns wahlverwandt an. Quelle, Bach, Fluß eilen unaufhaltsam vorüber, ein Sinnbild des unaufhaltsamen eilenden Lebens.“ Weil man aber im Wässer das Sinnbild des Lebens erkannte, so wollte man in demselben auch das Sinnbild der Reinigung, Heilung und Erhaltung des Lebens finden. Die alten Sachsen verehrten die Frühlingsgöttin Ostra (von welcher unser Osterfest auch den Namen erhielt), welche auch Göttin der Schönheit und Jugend, die sächsische Venus war (wodurch das Sprüchwort: In Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen, eine Begründung erhält). An ihrem Feste wuschen sich in beginnender Morgenröthe in der ihr geheiligten Quelle die Mädchen das Gesicht, um es schön zu erhalten, welcher Glaube bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat, nicht allein in Sachsen, sondern auch in der Altmark. Man findet diesen Glauben an den verschönernden Einfluß gewisser Quellen sehr verbreitet. Er wurzelt in der Ansicht des höchsten Alterthums, daß eine Reinigung durch das Wasser, ein Bad durch die

Entfernung aller der Gesundheit schädlichen Einflüsse die Gesundheit stärke, die Kraft und Jugend erhalte. Deshalb haben weise Gesetzgeber das Baden zu einer religiösen Pflicht erhoben. Später, besonders bei den Römern, ist aus dem Bad freilich etwas ganz anderes geworden, als ein die Gesundheit beförderndes Mittel. Das Heilmittel wurde in Gift verwandelt, und das luxuriöse Bad gab nur Gelegenheit zu allen möglichen, mit dem feinsten Raffinement erfundenen Ausschweifungen. Was das Seebad Bajae, wo nur Venus und Mercur Tempel hatten, in Liederlichkeit leistete, ist bekannt. Was uns alte Schriftsteller über die oft 24 Stunden dauernden Schmausereien eines Vitellius und Heliogabal erzählen, ist haarsträubend. Ueberſatt von den kostbarsten Speisen und Weinen, suchte man im Bade und in Befriedigung zügelloser Leidenschaften Erholung, um die Mahlzeit weiter fortsetzen zu können. Damals entstand der lateinische Spruch:

Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora nostra,
Restituunt eadem balnea, vina, Venus.
Bäder, Liebe und Wein zerstören uns're Gesundheit,
Bäder, Liebe und Wein bringen sie wieder zurück.

Auch an eine cosmetische Benutzung der Bäder wurde von den Römern gedacht. Popaea badete täglich in Eselsmilch, um ihre Haut zart und weich zu erhalten. Das kann vielleicht für einige Zeit nützen, aber eine nachhaltende Wirkung besitzt es keineswegs. Bei den alten Germanen waren Bäder wohl bekannt, schon zur Zeit, als sie mit Rom in Krieg waren. Später, besonders in Folge der großen Verheerungen, die der

Aussatz verschuldete, finden wir in allen Städten Badestuben, die von Badern geleitet werden. Auch Heilbäder, Mineralbäder, Thermen waren im Mittelalter gebraucht; viele hatten bereits weitverbreiteten Ruf. Freilich, die heutzutage in Badeorten entwickelte Eleganz fehlte ihnen noch. In Münster's Kosmographie werden viele solcher Bäder erwähnt und reclamemäßig ihre wunderbaren Eigenschaften gepriesen. Nicht allein Kranke besuchten dieselben, auch Gesunde und gerade die Letzteren bildeten die Mehrzahl. Man kam nicht der Gesundheit wegen, sondern der Vergnügungen halber. Damen kamen ohne Männer, nur von Dienerinnen oder einer alten Verwandten begleitet, die man leicht hinter's Licht führen konnte, heißt es in der Kosmographie. Sie erschienen sehr geputzt, als ob sie zur Hochzeit und nicht zu Bade gingen. Beide Geschlechter badeten zusammen. Alle beseelte der eine Gedanke, die Traurigkeit zu bannen, die Fröhlichkeit zu suchen. Worin bestand denn die Tugend des Wassers? Bei Münster heißt es: „Est admirabilis, paene divina. Neque enim ulla in urbe terrarum balnea ad foecunditatem mulierum magis accomadata." Es ist hier von den Thermen in Baden die Rede. Der Witz machte dann auf ein solches Bad eine sehr malitiöse Bemerkung.

Der Italiener sagt von den Bädern von Lucce:

> Chiúnque vuol, che la sua Donna impregni,
> Mandola à questo bagno, e non ci vegni.

Von der verjüngenden Kraft eines Badeortes kann man sich leicht überzeugen. Man nehme einfach einen niederen

Beamten, der eben so wenig Sold als viel Familie hat, Jahr ein und Jahr aus in seinem Berufe, der ihn an eine düstere Stube einer großen Stadt fesselt, ohne Ruhe, ohne Erquickung, ohne geistigen Aufschwung thätig und alt geworden ist, und sende ihn in ein beliebiges Bad in schöner fröhlicher Natur mit entsprechendem Zehrgeld und stelle ihm die einzige Bedingung, mit dem Staub der Stadt auch alle Gedanken an dieselbe von sich zu entfernen — und sehe sich dann nach einigen Wochen das sonst blasse, halb verkrüppelte, magere Männchen an! Zwanzig Jahre hat das Bad von seinem Rücken hinweggespült! Wir erkennen ihn kaum wieder! Das ist übrigens ganz natürlich zugegangen: Veränderung des Aufenthalts und der Luft, freies Bewegen in Gottes schönem Garten, Befreiung von den Lebenssorgen haben die wunderbare Verjüngung hervorgebracht. Nicht das Wasser allein besaß diese Wundergabe. Wie unter der Hand eines vortrefflichen Koches die alltäglichste Sache durch die Art ihrer Zubereitung zu einem feinen Gerichte wird, so bringt das Bad durch die dasselbe begleitenden Zugaben so ausgezeichnete Wirkungen hervor.

Es ist bemerkenswerth, daß auch die darstellende Kunst sich dieses Umstandes bemeisterte und das Bad als ein Verjüngungsmittel auffaßte. Uns sind mehrere solche Darstellungen bekannt, die dem Mittelalter, und merkwürdig genug, nur der deutschen Schule angehören. Ein alter Stich von einem Meister vom Jahre 1464 stellt einen mit einer Mauer eingefaßten Brunnen dar, mit der Aufschrift: His est Fons Iuventutis, das ist der Brunnen der Jugend. Oben steht

der Bademeister (ego sum Inspector fontis, steht auf einem aus seinem Munde gehenden Spruchband); von allen Seiten kommen alte Leute herbei, um im Wasser des Brunnens die Jugend zu suchen; einige bereits verjüngte Paare befinden sich im Brunnen und sie beweisen die wiedererlangte jugendliche Kraft gerade nicht auf eine decente Art. Derselbe Gedanke wiederholt sich in einem großen Holzschnitt von Hans Seb. Beham, nur ist die Scenerie reicher, die dramatische Handlung entwickelter und mannigfaltiger. Der architektonische Aufbau des Brunnens wie der Halle ist bemerkenswerth der prächtigen Renaissanceformen wegen. — Außerdem ist in der Gemälde-Gallerie des Berliner Museums ein Jugendbrunnen in einem Gemälde von Luc. Cranach dargestellt. Der Gedanke einer Verjüngung muß überhaupt die Künstler sehr angesprochen haben. Sie halten an demselben fest, wenn sie auch in dem Wesen des Mittels wechseln. Zu meinen frühesten Lebenserinnerungen gehört ein großes Oelbild, das im Vaterhause, einer Mühle, sich befand. Das Bild stellte das Innere einer Getreidemühle vor; alte Weiber wurden oben wie Getreide aufgeschüttet und kamen unten als junge Mädchen (jung gemahlen) wieder zum Vorschein.

Noch anders ist derselbe Gedanke in einem Flugblatt des 16. Jahrhunderts zur Darstellung gebracht. Es ist ein Holzschnitt mit vielen böhmischen Versen in fliegenden Lettern, die denselben erklären und der in Prag erschienen ist. Die Darstellung zeigt uns einen Hochofen, unter welchem ein mächtiges Feuer brennt. Eine Leiter führt zum oberen Rand

des Kessels, der Ofenbesitzer wirft eben ein altes Weib in den Kessel hinein, ein anderes kommt auf Krücken herbei, vielleicht eine reiche alte Jungfer, die gern einen Mann bekäme; da das Geld nichts half und keiner zu einem guten Stück Brod ein schlechtes Stück Fleisch nehmen wollte, entschloß sie sich zu diesem letzten Mittel; ein altes Weib wird von ihrem Manne auf einem Schubkarren herbeigebracht. An der Oeffnung des Ofens unten kommen die „jung gebackenen Mädchen" heraus und werden von jungen Männern gleich zum Tanz aufgefordert. Im Grunde links sieht man eine Kirche und ein Wirthshaus, die zwei Pole eines ländlichen Kirchweihfestes; es ist also Kirmeß und wird beim Wirthshaus mit Tanz gefeiert. Dahin werden die Verjüngten ihre Schritte richten. Der Text erzählt uns, daß ein böhmischer Kaufmann auf seinen weiten Reisen auf eine unbekannte Insel durch den Sturm verschlagen wurde, wo er diesen wunderbaren Backofen entdeckte. Auf seine Bitte, der Meister möge doch auch nach Böhmen kommen, wo es alte Leute gäbe, die gerne jung wären, antwortete dieser: Auch anderswo, nicht allein in Böhmen, das wisse er gut, aber er hätte keine Zeit dazu.

Ich schließe mein Kapitel über die Verjüngungsmittel, das sich leicht noch weiter hätte ausdehnen lassen. Diese flüchtige Studie sollte nur andeuten, daß im Schooße der Geschichte der Sitten unserer Vorfahren noch manche Stoffe begraben liegen, die, gehörig ausgebeutet und zusammengestellt, uns am lebendigsten die Entwickelung der Culturzustände in den

verschiedenen Jahrhunderten ebenso angenehm als lehrreich dar=
zustellen geeignet wären. Was die Verjüngung anbelangt,
so dürfte es gerathen scheinen, von keiner Schminke und keinem
Lebenselexir das zu erwarten, was einmal der Natur und
allen ihren Kräften versagt ist zu geben. Mögen die Jahre
dahinfließen und Furchen ziehen im Gesichte und bleichen das
Haar, genug, wenn wir noch im hohen Alter ein junges
Herz, eine elastische Kraft und Freudigkeit im gei=
stigen Schaffen bewahrt haben.

---

## 6. Bart und Perrücke.

Es war eine überflüssige Streitfrage, wie überhaupt die meisten unter den mittelalterlichen Scholastikern: ob Adam bereits bebartet erschaffen war, oder ob ihm erst in der Folge der Zeit der Bart gewachsen ist. Rasirt hat er ihn gewiß nicht und wir können uns auch die Erzväter nicht anders als mit langen Bärten vorstellen, wie auch die Kunst hier einstimmig gleicher Ansicht ist. Als Moses für alle Lagen des religiösen wie socialen Lebens Vorschriften erließ, da hat er auch das Gebot gegeben: „Ihr sollt euer Haar nicht in der Runde abschneiden noch den Bart scheeren." (Levit. 19, 27.) Nur der geheilte Aussätzige mußte die Haare des Kopfes und des Bartes entfernen, um sich neue wachsen zu lassen. Besonders die Priester mußten ihren Bart schonen, um auch in dieser Hinsicht vollkommen vor dem Herrn zu stehen. Es war eine große Entehrung und eine Beleidigung Davids, als der König der Ammoniter seinen Abgesandten die Hälfte des Bartes mit Gewalt geschoren hatte. Dagegen pflegte man, wie noch jetzt die Orientalen, in der Zeit der Noth, der Trauer,

der Plage, aus Schmerz sich die Haare des Kopfes und Bartes auszuraufen, wie von Esra berichtet wird.

Bei den Orientalen ist noch immer der Bart ein Zeichen der Kraft und eine Zierde der Männlichkeit, der darum auch sehr gepflegt wird! Wird doch selbst beim Bart geschworen! und die Berührung oder gar das Küssen desselben ist der höchste Beweis der Ehrerbietung.

Auch die alten Griechen und Römer waren große Freunde eines üppigen, langen Bartes, wie z. B. die griechischen Philosophen nach der Meinung Lucian's mit dem Vollbart sich eine größere Würde beilegten und damit Schüler anlockten. Man trug mit Goldfäden durchflochtene Bärte, Jünglinge opferten im Tempel den Flaum ihres Kinnes. Aber es giebt einen Tyrannen, der das Ehrwürdigste nicht schont: die Mode. Alexander der Große war der erste, der in Griechenland (331 v. Chr.) vor der Schlacht bei Arbela seinen Soldaten den Bart abnehmen ließ — angeblich, damit die Feinde sie nicht beim Bart packen und zu Gefangenen machen könnten. Rom war auch bereits von seinen patriarchalischen Sitten weit abgeirrt, als Scipio anfing, sich den Bart rasiren zu lassen; bekanntlich waren auch Cicero, Cäsar, Augustus und die meisten späteren Kaiser bartlos; erst nach Justinian kam der Bart wieder zur Geltung.

Die alten Germanen waren berühmt wegen ihres reichen Haar- und Bartwuchses; es war ein Vorrecht der Freien und Edlen, beide zu pflegen. Die Longobarden haben sogar ihren Namen vom langen Bart, und einer der mächtigsten deutschen

Herrscher, Kaiser Friedrich, hielt es für keine Beschimpfung, Barbarossa, d. h. Rothbart, genannt zu werden. Allmälig hatte auch hier die Mode die Axt, d. h. die Scheere, an den Bart gelegt und nur das Alter oder eine hohe Würde blieben ihm treu, wie wir aus jener Zeit des frühen Mittelalters die prächtigsten Bärte bei Päpsten, Bischöfen, Aebten, besonders auch bei Einsiedlern finden, da letztere aus Bußeifer ihren Bart der Wildniß, die sie bewohnten, gleich werden ließen.

Die abendländische Kirche hat schließlich aus Opposition gegen die griechische, die den Bart cultivirt, den Bart abgelegt, und es haben nur die Kapuziner und einige wenige Mönchsorden das Privilegium, den Bart tragen zu dürfen. Es muß mit dieser männlichen Vollendung auch den Kapuzinern der Mutterwitz geblieben sein. Wir haben oben im zweiten Aufsatz, der den Titel führt „Humor und Satire", die derbe und treffende Zurechtweisung mitgetheilt, die ein bärtiger Kapuziner einem unbärtigen Jesuiten gegeben hat.

Der Bart hat in seiner verschiedenartigen Entwicklung, Form und Cultivirung fast in jedem Lande seine besondere Geschichte. Diese ist so stoffreich, daß auch nur eine Skizze derselben die Grenze dieser Studie weit überschreiten würde. Die Mode hat hier die wunderbarsten Sprünge gemacht; ein vernünftiger Grund, ob Bart oder glattes Kinn, liegt nicht vor, die Devise der Mode lautet ja: Stet pro ratione voluntas! sie sagt: ich will, wer wird nach Gründen fragen? Die

Könige von Frankreich zeigen bis auf Karl VIII., die von England bis auf Heinrich VII. glatte Gesichter, wie auch die deutschen Kaiser Friedrich III. und Maximilian. Heinrich VIII. von England stutzte ihn kurz zu, seine Tochter Elisabeth ist dagegen eine große Freundin des reichen Bartwuchses, wie ja überhaupt Frauen lieber einen schönen üppigen Bart als ein bartloses Kinn sehen. Eine Bauernmaid meinte aufrichtig genug: Ein Kuß von bartlosen Lippen komme ihr vor, wie Schweinebraten ohne Sauerkraut. Oft herrschen zu gleicher Zeit beide Moden: Dürer trägt Bart und lange Haarlocken, sein Freund Pirkheimer ist bartlos und trägt kurzes Haar. Holbein trägt Vollbart und sein Gönner Erasmus ist glatt geschoren. Im 17. Jahrhundert herrschen alle Formen des Bartes, die auch die wunderbarsten Namen tragen, wie Spitzbärtel, Zirkelbärtel, Schneckenbärtel, Zuckerbärtel u. a. m. Modenarren pflegten sogar ihren Bart, um ihn zu schonen, während der Schlafenszeit in einem Futteral aufzubewahren. Dann kam, durch die Perrücke verdrängt, der Bart außer Mode, bis ihn die französische Revolution wieder hervorholte. Die Sansculotten hatten keine Zeit zum Rasiren und zum Frisiren. Zum Bart paßte auch die Perrücke nicht, welche durch den Tituskopf, d. h. kurz geschnittenes Haar ersetzt wurde. In deutschen Landen wagte sich bei der jungen Welt zuerst das Schnurrbärtchen hervor; die Krieger der Freiheitskriege pflegten es besonders, wenn gleich ihre Befehlshaber bartlos blieben, so Napoleon, Franz I. von Oesterreich, der König von Preußen, ihre Generäle. Nur die Russen er-

schienen mit Vollbärten, die zu ihrer Nationaltracht gehören und von denen sie nicht ließen, mochte Peter der Große selbst eine Bartsteuer eingeführt haben, um sie abzubringen. Geistliche und Beamte durften keinen Schnurrbart tragen, noch weniger einen Vollbart, beide waren von der Kanzel wie vom Bureau verbannt. War doch der Vollbart als Zeichen einer demokratischen Gesinnung verpönt! Mit der Zeit der Constitutionen ist freilich Vieles anders geworden; wie die kaiserlichen Kriegsherren selbst prächtige Vollbärte tragen, so ist für das Militär und Beamtenthum auch jede Schranke gefallen, nur die Geistlichkeit bleibt dem isolirten Backenbart treu. Sonst kann sich Jeder heutzutage, ohne Verdächtigung seiner Gesinnung, einen Bart wachsen lassen, wo und wie er will, d. h. wenn ihm einer überhaupt wächst.

Einige historisch berühmte Bärte anzuführen, dürfte hier am Platze sein. Unter Kaiser Maximilian I. hatte ein Ritter, Namens Rauber, einen Bart, der länger war, als er selbst. In der Kirche zu Braunau in Böhmen ist ein Bürgermeister dieser Stadt abgebildet, dessen Bart noch einen Fuß unterhalb der Knöchel reicht. Ich selbst kannte vor zwanzig Jahren einen Schwimmschuldirector in Prag, dessen Bart bis auf die Erde reichte; er trug ihn in einen Zopf gebunden und gewickelt unter dem Hemde. Auch der Maler Majus hatte einen stattlichen Bart, an dem sich Kaiser Karl V. stets ergötzte. Ein Stich von Wierix hat uns des Künstlers Bildniß und auch dessen Bart verewigt. Die niederländischen Künstler

und Gelehrten liebten überhaupt einen schönen Bart; van Dyck's Iconographie, welche Künstlerbildnisse enthält, zeigt uns fast durchweg bärtige Gesichter; auch in anderen Kreisen scheint sich der Bart besonderer Achtung erfreut zu haben und drei Portraits, von Corn. Visscher gestochen, werden insbesondere und vorzugsweise die „Großbärte" genannt.

Das weibliche Geschlecht, als Gegensatz zum männlichen, ist bartlos; wie aber beim Letzteren Ausnahmen vorkommen, so daß man Männer mit glattem Gesicht findet, das nie ein Rasirmesser gesehen hat, so giebt es auch Frauenlippen, die einen Flaumbart tragen, der, bei schwarzer Farbe, zuweilen recht sichtbar wird, zu nicht geringem Kummer der Betheiligten. Es giebt indessen auch Beispiele, daß sich Damen rasiren lassen mußten, wollten sie nicht Aufsehen machen. Von der Pastrana will ich nicht reden, dieses Monstrum war eigentlich ganz Bart; aber der Kupferstecher Dominik Custos hat uns das Bildniß einer Dame in ganzer Figur hinterlassen, welche Helena Antonia hieß, bei Lüttich gebürtig war und sich bei der Erzherzogin Maria von Oesterreich in Gräz als Hofdame aufhielt. Sie ist als achtzehnjährige Jungfrau in vornehmer Kleidung jener Zeit, mit stehendem Spitzenhalskragen abgebildet, über den ein langer Bart herabfällt.

Uebrigens steht diese Hofdame nicht vereinzelt in der Geschichte da. Fabulirten doch die alten Griechen sogar von einer bebarteten Venus und aus Aristoteles und Herodot wissen wir, daß eine Priesterin der Athene in Karien einen

großen Bart hatte, was als Vorbedeutung galt.*) — Auch die Bollandisten machen uns mit drei weiblichen Heiligen bekannt (Paula, Galla und Wilgefortis), die sich durch einen stattlichen Bart auszeichneten. Sie erhielten denselben aus göttlicher Gnade, um vor Nachstellungen der Männer sicher zu sein. Die Verehrung der letztgenannten weiblichen Heiligen, die überdies noch viele andere Namen trägt, muß sich über viele Länder erstreckt haben. Sie wird bärtig, in ein Gewand gehüllt, am Kreuze dargestellt; so steht sie noch heute im Dome zu Braunschweig, wo sie in katholischer Zeit als h. Era verehrt wurde. Sie für den gekreuzigten Heiland zu nehmen, wie man es zuweilen versuchte, ist ganz unstatthaft. — Auch aus neuerer Zeit wurden bärtige Jungfrauen und Frauen bekannt, darunter ist insbesondere die schöne Viola aus Wilcox in Pennsylvanien hervorzuheben.**)

---

Nach unseren Bemerkungen über den Bart wird es Jeder leicht erklärlich finden, daß auch die Haare des Hauptes ein willkommenes Object für die Mode wurden, ja noch in erhöhtem Maße, da hier auch die Frauenwelt auf dem Kampfplatze erscheint — und die Mode ist ja „weiblichen Geschlechts". Wir wollen uns aber nicht dabei aufhalten, um die ver-

*) S. den gediegenen Artikel meines Freundes Dr. M. Bartels: „Einiges über den Weiberbart" in Zeitschr. für Ethnologie 1881. S. 255.

**) S. ebenda, Band XIII., p. 215 mit Abbildg.

schiedenen Formen, die man dem Kopfhaar gab, aufzuzählen, so daß es schließlich aussah, als sei der Kopf einzig nur der Frisur wegen da; wir steuern vielmehr gleich auf den Gegenstand los, der in der Aufschrift unsers Artikels secundo loco genannt wird. Perrücken sind keineswegs moderne Waare, wie es den Anschein hat. Schon die alten Römerinnen, denen ihr natürliches schwarzes Haar mißfiel, wußten sich blondes germanisches Haar zu verschaffen. Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch, von der Mode beherrscht, das, was ihm die Natur freigebig verliehen hat, verachtet und dasjenige liebt und selbst um den Preis der Lächerlichkeit und Falschheit sich zueignet, was ihm von der Natur vorenthalten ist. Der Mensch kommt freilich nur stufenweise zu dieser Thorheit; aus einem Bedürfniß wird später Mode, auch wenn kein Bedürfniß vorliegt. Wie im Alterthum so trug man auch in Deutschland (bereits im 13. Jahrhundert) Perrücken oder Haarhauben, auch „Kolben" genannt, um den kahlen Kopf zu bedecken. Auch Ulrich von Hutten soll einen solchen Kolben getragen haben. Vom Bedürfniß zur Mode ist nur ein Schritt. Letztere trat ihre Regierung an, als man Perrücken ohne Rücksicht darauf, ob man eigenes Haar besitze oder nicht, aufsetzte. Ludwig XIV. war in seiner Jugend ein Feind derselben, da er genug Haare besaß; als er aber diese in Folge einer Krankheit verlor (es war im Jahre 1655), ernannte er auf einmal achtundvierzig Hofperrückenmacher. Das Meisterstück derselben war die Allonge-Perrücke. Diesen Staatsstreich ahmten natürlich gleich die anderen großen und kleinen

Höfe nach und die Perrücke verrückt auf einmal die ganze civilisirte Welt. Unglaublich, aber wahr! Eben weil es sich nicht darum handelte, eine Correctur für die mangelnden Haare allein herzustellen, nimmt die Perrücke exorbitante Formen an; der Bart wird verbannt und das glatte Gesicht von einem falschen, colossalen, grotesken, geschmacklosen Haargebäude eingerahmt. Eitelkeit, Falschheit, Unnatur feiern mit den Haarkünstlern Triumphe. Es war ein Delirium, in dem jeder ernste, vernünftige Gedanke über diese Abgeschmacktheit ertödtet wurde. Hielt man doch die Perrücke für ein Wunder der Schönheit, für einen Triumph des menschlichen Geistes! Eine Fülle von Locken fiel auf Schultern, Brust und Rücken herab, der Kopf glich einem Löwen, dessen Haupt die Mähnen schüttelt — Riesensprünge und Kämpfe eines Löwen waren freilich den Beperrückten nicht möglich! Aber die Sklaven der Mode sahen diesen Widerspruch nicht. Man wird vielleicht über das Unbegreifliche dieser Mode gar nicht oder doch nur weniger staunen, wenn man erwägt, daß eine unvernünftige Nachahmungssucht nicht auf diesem Gebiete allein sich breit machte. Eine schöne vornehme Dame, von Verehrern umworben, verliert einen oder mehrere Zähne; ihre Sklaven finden die Zahnlücken reizend und lassen sich ihre gesunden Zähne auf gleicher Stelle herausreißen; die Dame läßt sich falsche Zähne einsetzen und ihre Bewunderer thuen es sogleich nach.

Nicht zufrieden mit der Riesengestalt der Kopfhaube, bestreute man sie überdies mit Puder (seit 1700). Wenn sich

zwei solche Perrücken schüttelten, konnten sie leicht eine Sonnenfinsterniß verschulden. Natürlich war die Perrücke auch Mutter des steifsten Ceremoniells; sie forderte eine gemessene, langsame Bewegung; Sprünge waren unmöglich, also auch lebhafte Tänze, die eine Verwirrung über dem Haupte angestellt hätten; höchstens zu einem langweiligen Menuet gab sie die Erlaubniß. Arthur Schopenhauer sagt von derselben: „Sie ist das wohlgenährte Symbol des reinen Gelehrten als solchen. Sie ziert den Kopf mit einem reichlichen Maaß fremden Haares, wie die Gelehrsamkeit in ihrer Ausstattung mit einer großen Menge fremder Gedanken besteht."

Bei englischen Gerichtspräsidenten und anderen Würdenträgern hat sie sich bis auf die Neuzeit, wenigstens für die Stunden der Amtirung erhalten.

Die katholische Clerisei hielt sich der Perrücke aus fremden Haaren fern, sie befolgte das Wort Pauli an die Korinther: Ein Mann, der da betet und hat etwas (fremdes) auf dem Haupte, der schändet sein Haupt. Doch sind auch von katholischen Geistlichen in neuerer Zeit beim großen Mangel des Kopfhaares, zur Schonung der Gesundheit, kleine, moderne Perrücken in Gebrauch gekommen; seltsam genug wird auf diesen künstlich auch die Tonsur dargestellt, nachdem unter derselben der ganze Kopf eine Tonsur ist! Zum Tragen einer solchen Perrücke giebt der Bischof die Erlaubniß, natürlich unter Bedingungen. Ein Bischof erhielt von zwei Geistlichen Bittschriften, der eine bat um die Erlaubniß, sich eine Wirthschafterin halten zu dürfen, der andere, eine Perrücke

zu tragen. Beiden wurde die Bitte gewährt, aber die Antworten in der Canzlei in verwechselte Couverts gelegt und so erhielt der erste den Bescheid: Sie können sich eine kaufen, aber sie muß schwarz sein und Tonsur haben, und der zweite: Sie können sich eine halten, aber sie muß wenigstens fünfzig Jahre alt sein.

Ein Perrückenmacher versuchte es, die Nützlichkeit seiner Waare aus der h. Schrift zu beweisen; er hatte zum Schilde den Absalon, der am Baume an seinem langen Haar hängen blieb. „Hätte er eine Perrücke getragen, wäre er gerettet worden", lautete die Inschrift. Dagegen hätte freilich auch der Engel den Propheten Habakuk nicht beim Schopfe nehmen und zum Daniel in der Löwengrube tragen können.

Die Perrücken werden aus Menschenhaaren, Wolle, Zwirn, Werg, Pferde- und Ziegenhaaren hergestellt, sogar Draht wurde aus ökonomischen Gründen verwendet. Braucht man noch mehr zu sagen, um das Närrische der Mode zu betonen.

Als eines Curiosums sei erwähnt, daß ein Krämer in Ludgate Hill in London (Firma Thurber) 20 Männer mit kahlem Schädel mittelst Annoncen suchte. Er verkaufte Honig und ließ die Anpreisung seiner Waare auf die Schädel in schwarzen Lettern prangen und die wandelnde Annonce wie eine geschlossene Phalanx durch die Straßen aufmarschiren. So geschehen 1881.

Die Perrücke wurde von einer neuen Lächerlichkeit abgelöst, dem Zopfe, der die männliche Welt plötzlich in das Reich

der Mitte, nach China, versetzte. Und welche prächtige Männergestalten, tapfere Helden trugen den Zopf! Wir brauchen nur Friedrich den Großen, Zieten, den alten Dessauer zu nennen! Es war eben Mode, und ob wir es heutzutage, auf unserem modernen Standpunkte, schön finden oder nicht, macht die Sache nicht anders. Beim letzten Kriege Frankreichs und Englands mit China wurden Hunderte von in die Flucht geschlagenen Chinesen bei ihrem Zopfe gepackt und zu Gefangenen gemacht. Unsere europäischen bezopften Helden des verflossenen Jahrhunderts ergriffen freilich nie das Hasenpanier und konnten darum nicht beim Zopf gepackt werden.

Wenn die Damen auch nicht gleich den Männern Perrücken trugen, so wußten sie sich doch anderweitig zu entschädigen, und das ihnen von der Natur reichhaltig gespendete Kopfhaar lud von selbst ein, mit der Allongeperrücke zu concurriren. In derselben Zeit, als letztere geboren war, ließ man die Locken nicht natürlich herabfallen, sondern sammelte sie am Scheitel und machte aus ihnen immer höhere Aufputze — Bauten kann man sagen, denn künstliches Drahtgestell mußte angewendet werden, um die terassenförmige Haarbedachung zu stützen. Man denke sich zu diesem Kopfputz, der oft das Sechsfache der Kopflänge ausmachte, die hohen Absätze der Schuhe und man wird dann nicht fehlen, wenn man das Kinn einer solchen Modedame so ziemlich in der Mitte der ganzen Gestalt sucht. Die Frisur wurde zur Architectur, das Gesicht war Nebensache dabei.

Wer könnte es für möglich halten, daß solche exorbitante Moden, wenn auch mit kleinen Varianten, in unseren Tagen aus dem wohlverdienten Grabe wieder erstehen werden? Freilich, der Mode gegenüber ist die vernünftigste Opposition nichts weiter als ein Kampf Don Quichottes mit der Windmühle. Der Kluge lacht in sich hinein und schweigt.

---

## 7. Lebende Bilder.

Was lebende Bilder sind, dürfte so ziemlich allgemein bekannt sein, weniger indessen die Geschichte und die wissenschaftliche Begründung derselben. Der Erfinder derselben ist unbekannt, da sie sich wahrscheinlich zufällig aus theatralischen und gymnastischen Darstellungen — wohl schon in ältester Zeit — von selbst entwickelt haben und Episoden zwischen mehreren beweglichen Scenen bildeten. Als selbständige Aufführungen werden sie von Olivier de Lamarche beschrieben, der uns erzählt, daß bei Gelegenheit der Hochzeit des Herzogs von Burgund neben Turnieren, Banketten, Jagden und Tänzen auch Bilder aus dem Leben des Herkules vorgestellt wurden. Später hat man die Erfindung, eine Scene aus dem Leben oder aus einem bekannten Gemälde durch lebende Personen darzustellen, der bekannten und berüchtigten Lady Hamilton zuschreiben wollen.

Wie sie dazu kam, durch graziöse Attituden jede Art von Zuschauern zu fesseln, darüber giebt uns ihre romanhafte Biographie den historischen wie psychologischen Aufschluß. Die berühmte französische Malerin Elizabeth Vigée-Le Brun,

kam in Neapel mit ihr zusammen, malte sie auch als Bachantin in reizender Lage am Ufer des Meeres und erzählt in ihren „Souvenirs“ das Leben der bewunderten Schönheit, denen wir hier einige Züge entnehmen wollen. Sie hieß Emma Lyon, später Madame Harte und war die Tochter eines armen Dienstmädchens; mit dreizehn Jahren trat sie gleichfalls in Dienst in einem Bürgerhause in Haworden, aber gelangweilt in diesem kleinen Orte, sehnte sie sich nach London, wohin sie sich auch begab. Hier diente sie bei einem kleinen Kaufmann, dann als Kammermädchen bei einer Dame. Hier las sie viele Romane, und ihr Kopf wurde von excentrischen Gedanken gefangen genommen. Sie übte sich in theatralischen Gesten, wußte graziöse Stellungen und Wendungen nachzumachen und verschiedene Charaktere und Gemüthsstimmungen durch dieselben auszudrücken. Ihre Frau sah diese Uebungen nicht gern und entließ sie. Darauf wurde sie die Maitresse eines Capitäns, der sie auch nicht lange behielt. Nun lernte sie Doktor Graham kennen; ihre Schönheit war bezaubernd, und der Doktor hatte ihr eine Rolle anvertraut, die zu ihrem ganzen Charakter paßte. Dieser vermiethete sein Wunderbett zu enormen Preisen an reiche Wüstlinge. War das Bett selbst, das für die Ruhe einer einzigen Nacht vermiethet wurde, in höchstem Grade luxiös ausgestattet, so sollte die angenehmste Befriedigung aller Sinne das wunderbare Nachtquartier noch begehrlicher machen. Die feinsten Wohlgerüche erfüllten den Raum, eine sinnenberückende Musik drang aus verborgenem Orte wie leiser Geisterhauch ein; plötzlich erschien, wie ein

Phantom Emma, nur von einem durchsichtigen Schleier leicht bekleidet, vom magischen Lichte beleuchtet, als Göttin Hygieia. Kein Wunder, daß Graham's Wunderbett eine Schaar Freunde und Bewunderer und er selbst seine Rechnung fand. Der Maler Romney lernte die Göttin hier kennen und fixirte alle ihre Stellungen auf die Leinwand. Mit ihrem überaus reichen Haarwuchs, der ihr über Nacken und Schultern tief hinabreichte, durch schnelle Aenderung des Gesichtsausdrucks und des Schleiers wußte sie im Augenblick die Szene, den Charakter zu variiren. Mit fliegendem Haar und lustberauschten Augen zeigte sie sich als eine rasende Bacchantin, um im nächsten Augenblick mit gesenktem Blick, im ganzen Antlitz den Schmerz tiefster Reue heuchelnd, einem Correggio zum Modell einer büßenden Magdalena dienen zu können. Lord Greville verliebte sich in sie 1789 und wollte sie heirathen, als er bankerott wurde. Er eilte mit ihr nach Neapel, wo sein Onkel, Lord Hamilton, als englischer Gesandter weilte; dieser sollte dessen Schulden bezahlen, damit er die verführerische Schöne ehelichen könne. Hamilton sah Letztere, bezahlte die Schulden seines Neffen, behielt aber Emma für sich. Nach drei Jahren, 1791, machte er sie zu seiner Frau. Die Familie machte Spektakel über diese Mesalliance, aber der stolze Lord sagte: Sie wird trotzdem mein Weib; übrigens heirathe ich sie nicht für meine Verwandten, sondern für mich. Im Hause des Lord lernte sie Vigée kennen. Wenn sie auch ihrem sittlichen Charakter kein besonderes Lob angedeihen läßt, ihr Talent, mit der Mimik und einigen kleinen Mitteln wunderbare Effecte her-

vorzubringen, würdigt sie in vollem Maaße. Im Jahre 1802 starb der Lord, und die Wittwe, die indessen unter der Hand mit dem Admiral Nelson einen Liebesbund schloß, siedelte nach London über, wo sie nur noch in den exclusivsten Cirkeln ihr Talent zeigte. Sie starb 1815, vereinsamt und in traurigen Verhältnissen.

Lady Hamilton wird nun in der That die Erste gewesen sein, welche lebende Bilder in der Form, wie wir sie kennen, darstellte und auch schöne junge Damen und elegante Herren unterwies, wie sie im Ensemble durch gewählte Toilette und Gruppirung, so wie durch eine künstliche Beleuchtung die überraschendsten Effecte bei den Zuschauern erzielen können. Letzteren wies sie den Platz zum Zusehen in wohlberechneter Entfernung an.

Uns ist es leicht begreiflich, daß eine so wohl erfundene Gruppirung von Personen, die ihre Aufgabe verstehen und zu lösen wissen, in gehörige Beleuchtung gestellt, von größter Wirkung sein kann, und daß der Zuschauer selbst in den Kreis des Zaubers gebannt wird und ein herrliches Gemälde zu sehen meint, das doch kein Gemälde ist. Denn das müssen wir hier gleich betonen, daß lebende Bilder keine Bilder im Sinne der darstellenden Kunst sind und darum nur uneigentlich die Bezeichnung „Bilder" tragen. Eben weil sie lebend sind, kann man sie nicht Bilder nennen, und so ist der Ausdruck in sich selbst ein Widerspruch. Leben ist Bewegung, das Bild ist aber die fixirte Erscheinung eines Gegenstandes, ist Ruhe und darum zum Leben gegensetzlich. Wir sagen zwar

auch bei einer militärischen Revue, beim feierlichen Empfang einer Gesandtschaft, beim Ordensfeste, daß die Masse der dabei betheiligten Personen ein herrliches, farbengesättigtes Bild gewährt habe, wie auch ein Kranz schöner Damen, zumal auf einem Balle, wo Alles Bewegung ist, ein anmuthiges Bild darbietet, aber der Ausdruck „Bild" ist eben nur Sprachgebrauch und vom Standpunkte der darstellenden Kunst durchaus nicht gerechtfertigt. Wir reden in gleicher metaphorischer Weise auch vom Leben und Bewegung in einem Gemälde oder bei einer Bildsäule.

Der darstellende Künstler operirt mit drei Factoren. Zuerst muß die Idee sich in seinem Geiste ausgebildet haben. Diese ist unsichtbar und ein Bild nur für den Künstler selbst, der im Geiste seine Idee schaut. Könnte er uns immer seine Idee so geben, wie sie in makelloser Schöne ihm vorschwebt! Er will uns ihre Schönheit zeigen — aber welche Mittel stehen ihm zu diesem Behufe zu Gebote? Er muß einen materiellen Stoff wählen, den er — abermals mit materiellen Behelfen — zu einem Bilde seiner geistigen Idee umgestaltet. Ein beschwerlicher, ermüdender Weg, kein Wunder, daß die schönste Idee auf diesem Wege ihrer Geburt, ihres Ueberganges in die sichtbare Welt das Beste ihres geisterhaften Hauches einbüßt! Der Maler, der Bildhauer, der Architekt, sie wissen Alle von diesen Schranken zu erzählen, die ihrem geistigen Bilde die Materie entgegenstellt, aber es geht nicht anders! Das Kunstwerk ist ein Ebenbild Gottes und darum dem Menschen gleich, eine Transparenz der geistigen Idee in

der körperlichen Hülle der Materie. Und doch gewinnen wir nur auf diesem Wege ein Werk der darstellenden Kunst. Der Künstler vergeistigt die Materie, das lebende Bild geht den entgegengesetzten Weg; der Maler bildet durch richtige Wahl der Farbe, durch Beleuchtung und geistvolle Anwendung der Prespective auf einer Fläche plastische Körper, das lebende Bild verflacht das Körperliche, d. h. es ist sein höchster Triumph, für ein gemaltes Bild gehalten zu werden.

Man sieht nun leicht ein, daß nach dieser Erklärung der Genesis eines Kunstwerkes ein lebendes Bild zur darstellenden Kunst nicht gerechnet werden kann, auch wenn demselben die schönste Idee zu Grunde läge.

Man könnte hier ebenfalls eine Einwendung machen. Der Künstler, sei es nun ein Maler oder ein Bildhauer, entwirft eine Idee zu einem Bilde, zu einer Gruppe und stellt sie durch Personen zu einem lebenden Bilde zusammen. Dann hat er doch ein Kunstwerk geschaffen? Auf die Mittel kommt es wohl nicht so strenge an, die er zum Ausdruck seiner Idee wählt? Warum sollten Darsteller solcher künstlerischen Intentionen nicht im Stande sein, diejenige Stellung und denjenigen Ausdruck der Mienen darzustellen, der die Composition ganz im Sinne des erfindenden Künstlers zum lebendigsten Ausdruck bringt? Alles zugegeben, aber ein Werk der darstellenden Kunst wird damit nicht geschaffen; die Kunstwerke des Malers wie des Bildhauers sind bleibend und erzählen uns noch nach Jahrhunderten den Ruhm ihres Schöpfers; lebende Bilder sind vergänglich, ephemere Fixirungen eines Gedankens. Bei

allen Werken der darstellenden Kunst ist der Künstler allein mit Leib und Seele thätig, das Werk ist sein Werk in voller Totalität, er und nur er ist verantwortlich für Inhalt und Form, für die Idee und ihre Erscheinung in sichtbarer Gestalt. Im lebenden Bilde nimmt aber der Darsteller Antheil an der Gestaltung der Idee; möglich, daß er in die Intentionen des Künstlers eingeht, aber er kann ebenso dieselben ins Gegentheil umkehren. Der Künstler, der ein feiner Beobachter ist, studirt die Charaktere, wo er sie findet, aber der aus stillem Winkel Beobachtete weiß es nicht, daß er so eben vom Künstlerauge belauscht wird; die gewonnenen Resultate weiß der echte Künstler mit zwingender Gewalt auf die Fläche hinzuwerfen. Wird er eben so unbedingte Herrschaft über die Gesichtsmuskeln Jener ausüben können, die ihm zur Darstellung behülflich sein sollen? Vermag es doch auch der dramatische Dichter nicht in Bezug auf die Darsteller seiner Dichtung; würde doch sonst nicht eine und dieselbe Rolle von verschiedenen Bühnenhelden eine divergirende Auffassung erfahren! In dieser Freiheit des Schauspielers, seine Rolle geistig zu verarbeiten, liegt eben die Möglichkeit, daß neben dem Dichter auch der Schauspieler ein selbständiger Künstler sein kann.

Wie denn aber — könne noch Einer uns einwenden —, wenn der Künstler seine Idee durch lebende Personen gruppiren und die schön arrangirte Gruppe dann photographieren ließe? Genrescenen, wie sie P. Meyerheim so köstlich zu malen weiß, ließen sich z. B. ganz prächtig durch ausgewählte Individuen und eine nette Anordnung eines Interieurs zusammenstellen.

Die Photographie bietet uns dann ein wirkliches Bild — also ein Kunstwerk? Vergänglich ist es auch nicht? Bevor wir eine Antwort geben, wollen wir noch den Einwurf belasten, indem wir bekennen, daß es uns sehr wohl bekannt ist, daß einzelne Künstler auf diese Art ihre Idee photographieren lassen und nach dieser dann das Gemälde ausführen. Aber hier stehen wir nicht mehr auf dem Boden des lebenden Bildes, das der Photographie vorangeht und auch ohne dieses ein Kunstwerk heißen will, sondern im geheimnißvollen Dunkel des Ateliers, das bekanntlich der Außenwelt gegenüber ein eben so unantastbares Heiligthum ist wie das Toilettezimmer einer Dame, in welchem allerlei Fläschchen und Tiegelchen stehen — pour corriger la fortune. Ob ein Kunstwerk, das durch die Photographie seinen Körper gefunden hat, unvergänglich wie ein Gemälde oder eine Statue, darüber muß erst die Zeit und Erfahrung das letzte Wort aussprechen. Um die Sache, wie wir sie hier besprochen haben, beim rechten Namen zu nennen, so müssen wir sagen, daß eine solche Photographie nach einem lebenden Bilde nichts weiter ist als eine bildliche Darstellung des Modells. Früher hat der Künstler seine Studien zu Bildern nach lebenden Modellen gezeichnet, jetzt kann er sie, um Zeit zu sparen, photographieren lassen. Läßt er die Modelle nach dem Entwurf zu seinem Bilde sich gruppiren und durch die Camera aufnehmen, und trägt er dann das gewonnene Lichtbild getreu, d. h. sclavisch über, so hat er kein Kunstwerk, sondern eine armselige Copie des Modells geliefert. Daß er immerhin durch künstlerisch freie

Behandlung aus dem vorliegenden Material ein Kunstwerk schaffen kann, wird Niemand bestreiten, eben so wenig, daß wir hier schon lange das Gebiet des lebenden Bildes verlassen und uns in der Werkstatt des Künstlers befunden haben.

Um nichts zu verschweigen, müssen wir uns schließlich vergegenwärtigen, daß der Maler — auch der Bildhauer — über eine täuschende Nachahmung der Bewegung, der flatternden Gewänder u. s. f. verfügen kann, was natürlich dem lebenden Bilde versagt bleibt.

Wollen wir also die armen lebenden Bilder, die doch, wenn sie verständnißvoll dargestellt sind, eine ergreifende Wirkung hervorbringen, gänzlich aus dem Gebiete der Kunst verbannen? Keineswegs, wir wollen ihnen nur den Platz anweisen, den sie mit Ehren auszufüllen berufen sind. Nicht zur darstellenden, sondern zur vorstellenden Kunst werden wir sie rechnen, und wie man die Architektur eine gefrorene Musik genannt hat, so werden wir sie mit demselben Rechte eine gefrorene Pantomime nennen. Die Pantomime stellt eine Handlung durch Bewegung dar; denken wir uns diese Handlung in einem gewissen Augenblick fixirt, so haben wir ein lebendes Bild. Wenn das lebende Bild sich vornimmt, irgend eine Composition eines berühmten Malers oder Bildhauers durch lebende Personen in Gruppirung, Tracht und Mienenausdruck nachzuahmen, so hat es damit ein Werk der bildenden Kunst in eines der vorstellenden oder mimischen übersetzt.

Stehen dann lebende Bilder zur darstellenden Kunst in

keinem anderen Verhältniß, als daß sie die Idee, die diese darstellt, in eine andere Form übertragen? Gewiß nicht. Oberflächlich aufgefaßt, ist für den Künstler ein lebendes Bild nichts Anderes als eine Rückkehr des Kunstwerkes zu seiner Studie, zum Modell. Durch den Vergleich des Kunstwerkes, besonders wenn es ein classisches, etwa von Rafael oder Praxiteles ist, mit der Natur, die diesem Kunstwerke zur Unterlage dient, kann der Künstler ungemein viel lernen, denn anders ist die Schönheitslinie an einem vollendeten Kunstwerke und anders an dem concreten Naturgebilde. Ein Künstler, der uns die Natur mit allen ihren Höckern, Unvollkommenheiten und Bizarrerien in treuester Wiedergabe ohne Versöhnung oder irgend einen idealen Anflug bietet, wird bei der größten Virtuosität der Farbe und Pinselführung doch kein echtes Kunstwerk schaffen. Wenn er auch die Natur eingehend studirt, so wird er, wenn er Genie besitzt, aus ihr das Ideale abstrahiren, wie man von Xeuxis erzählt, daß er, die Körper von sieben der schönsten Mädchen vergleichend, studirte, um aus diesem Vergleich die ideale Form der weiblichen Körperschönheit zu gewinnen, aus ihr eine Juno zu schaffen.

Im Jahre 1843 erschien in Berlin eine Gesellschaft, die lebende Bilder vorstellte. Die Künstler erkannten sogleich, daß die Glieder dieser Truppe, Männer sowohl wie Frauen, sehr schön gebaut waren.

Der damalige Director der Akademie, Gottfried Schadow, brachte es zuwege, daß im Saale der königl. Akademie eine besondere Vorstellung für Künstler gegeben werden konnte.

Man wählte zur Darstellung meist Werke der Plastik, wie die Grazien, Bacchus und Hebe, Achill und Penthesilea, Hercules und Hebe nach Thorwaldsen; Raub einer Sabinerin, die Grazien nach Canova, Ariadne nach Dannecker, Adam und Eva, Venus nach Schadow und andere. Da jede Art von Bekleidung, selbst der Tricot ausgeschlossen war, so wurde ein großes Entré verlangt, um den Besuch einzuschränken. Ueber einzelne Gruppen waren die Künstler ganz verwundert, und selbst Schadow, der einen Bericht über die Vorstellung herausgab und diesen mit flüchtigen Entwürfen illustrirte, zollt dieser sein wärmstes Lob.

Nach dem Gesagten werden wir nicht anstehen, diese Art lebender Bilder für Modellstudien zu nehmen; dies war der Zweck ihrer Arrangirung der Künstlerwelt gegenüber. Unter den reichen Kunstfreunden (?) gab es freilich einzelne, die die Sache von einem anderen Standpunkte auffaßten.

Hier sind wir zum Ziele gelangt; jede, auch die idealste Sache kann in den Staub herabgezerrt werden, und so finden wir, wenn heutzutage in öffentlichen Localen lebende Bilder vorgestellt werden, daß sie von der Kunst sehr oft auch den letzten Schein abgestreift haben und es sich nur zur Aufgabe machen, die Lüsternheit der Menge zu reizen.

---

## 8. Tod und Teufel in Sage und Sprüchwort.

Als ich das Schriftchen: „Tod und Teufel in der darstellenden Kunst“ (Leipzig, 1876) herausgab, da lag es abseit meines Gegenstandes, auch auf die Sagenwelt zurückzugreifen, um darzuthun, in welcher Form diese beiden finsteren Gesellen in derselben erscheinen. Die folgenden Zeilen sollen also eine Ergänzung jener vom künstlerischen Standpunkt aufgefaßten Abhandlung bilden.

Wenn wir diesen Gegenstand in die Reihe dieser Aufsätze aufnehmen, so glauben wir dies mit dem Bemerken rechtfertigen zu können, daß die Art und Weise, wie unsere Vorfahren den Tod und insbesondere den Teufel auffaßten, ein ausgesprochenes culturgeschichtliches Moment in sich trägt, daß die rechte Erkenntniß ihrer Anschauungsweise in diesem Gebiete auch zum besseren Verständniß unserer Voreltern selbst führen müsse.

Merkwürdig erscheint es, daß die Sage sich mit dem personificirten Tode weitaus weniger, als mit dem Teufel beschäftigt. Der Grund mag wohl darin liegen, daß in der Zeit vor der Renaissance, also vor dem Bekanntwerden mit

der antiken Götterwelt, es schwer fiel und selten unternommen wurde, dem Tod eine Persönlichkeit zuzuerkennen, während der Teufel schon durch das kirchliche Dogma zu einer realen Persönlichkeit gestempelt wurde.

Zwar weiß auch das älteste, noch heidnische Germanenthum von Riesen zu erzählen, welche man als personificirte Naturkräfte zu nehmen hat, aber Tod und Teufel als Acteurs hatten erst auf dem Boden der christlichen Weltanschauung sich ausbilden können. Besonders waren es Zeiten des „großen Sterbet", wie man die Pest nannte, die das aufgeschreckte Gemüth des Volkes den Tod in seiner grimmigen, zerschmetternden Herrlichkeit erscheinen ließ. Bald will ihn die Sage in Riesengröße und bald in Zwerggestalt gesehen haben; im ersten Falle wird seine Allgewalt betont, im letzteren sein Einschleichen in die verwahrtesten Paläste, Festungen und Wohnungen erklärt. Als Riese soll er in der Zeit des Frühlings auf dem sogenannten Todtensteine, einem steilen Felsen bei Neuenhofen, gesessen haben, wie ihn Viele gesehen haben wollen.

Erwähnenswerth bleibt es, daß sich die Sage neben dem Tode auch eine Todin dachte, letztere offenbar dessen Weib, das ihm, wie die Bäuerin dem Bauer beim Abmähen des Getreides, beim Niedermähen der Menschen hilft. Zu diesem Vergleich berechtigt uns auch die Sense, die die Sage und in Folge dessen auch die Kunst dem Tode in die Hand giebt. Als im Berner Lande im 14. Jahrhundert die Pest wüthete, da sah man, wie die Sage geht, ein sonderbares Männchen mit seinem Weib mit einem Besen und einer Sense durch

das Thal gehen. Damals soll das Sterben so groß gewesen sein, daß eine Kuh in einer Nacht an den neunten Erben gefallen sei. Auch an andere Orte verlegt die Sage eine ähnliche Erscheinung des Todespaares; der Tod mäht mit der Sense, die „Frau Tödin" fegt mit dem Besen das Abgeschnittene weg. Einst fragte der Tod seine Gefährtin, als sie von der Arbeit heimkam: Hast du viele ausgekehrt? und sie antwortete: Ausgekehrt hab' ich heut nicht, sondern Alles zusammengerecht. Die Leute meinten, sie hätte so viele getödtet, daß sie keine Zeit zum Kehren hatte, sondern zum Rechen greifen mußte.

In der Sage von der schönen Bertha von Schweckhausen (auf dem Schweckhäuserberge) tritt der Tod als Person auf. Weil Bertha, die Tochter des letzten Herrn auf Schweckhausen, dem um sie werbenden Grafen Isang (an den sich die Sage vom wilden Jäger knüpft) einen Korb gegeben, rächte sich des Verschmähten Mutter, die eine Zauberin war, an Bertha und verwünscht sie in einen Wald. Ihr Zauber soll erst gelöst werden, wenn auf ihr Rufen: Hilf mir, hilf mir! das sie in der Nacht an den Begegnenden richtet, einer antwortet: So helfe dir der liebe Gott. Damit ist aber noch nicht der Zauber vollends gebrochen; der die rechte Antwort fand, muß eine Wittwe heirathen und einen Sohn bekommen und dieser muß Priester werden, und wenn derselbe zum erstenmal predigt, so ist sie erlöst. Lange konnte Niemand helfen, endlich kam des Weges ein tapferer Ritter. Als er ihr Rufen hörte, fragte er: wer kann dir helfen? — Ach Niemand! war die

Antwort. Nun, so helfe dir der liebe Gott. Kaum waren die Worte gesprochen, saß die Bertha bei ihm auf dem Pferde, erzählte ihm ihre Geschichte und beschwor ihm, ihre Erlösung fortzusetzen. Er solle nach Waake reiten, dort werde er im letzten Häuschen ein kinderlos Gattenpaar treffen; es werde auch der Tod daselbst erscheinen, den er sehen werde, wie er sich hinter den Mann stellt, demselben auf den Rücken klopft, worauf dieser krank werden und sterben müsse. Wenn der Tod ihm winke, solle er ihm folgen, da er ihm sagen werde, wie viele Jahre sie noch auf ihre Rettung warten solle. Darüber solle er ihr Nachricht bringen und die Wittwe dann ehelichen. Der Ritter, von Mitleid bewegt, that also. Der Tod kam als langer hagerer Mann mit blassem eingefallenen Gesicht herein und trug ein Rohr, dessen Knopf ein Todtenkopf war. Es geschah Alles, wie es Bertha angegeben hatte, der Tod gab dem Ritter den Bescheid, der zu erhoffende Sohn werde seine erste Predigt halten, wenn er 22 Jahre alt sein wird. Als dies Alles in Erfüllung ging, erschien der Tod auch der schönen Bertha, um ihr die Befreiung zu verkündigen.

Das in vorstehender Sage erwähnte Berühren des Menschen von Seite des Todes, womit dieser gewissermaßen sein Recht auf denselben ausspricht, kommt im Germanischen wie im Slavischen als eine abergläubige Anschauung oft vor. Wenn Jemand plötzliche Lähmung erleidet, oder wenn über Einen ein Schauer unvorgesehen und ohne erklärliche Ursache kommt, so sagt man, der Tod habe ihn berührt. Bei einem

solchen „Todtengriff oder Todtenkniff", der Lähmung oder Schmerz zur Folge hatte, ordnete der Aberglaube das Bestreichen der leidenden Stelle mit einem Todtenknochen als Hilfsmittel an.

Dieser Todtengriff soll auch als der Bote gelten, den der Tod vorausschickt. Auch in einem neugriechischen Liede ringt ein Hirt mit dem Tode, da er „ohne Boten" nicht sterben wolle.

Die Sage wirft dann den Boten mit dem Tode selbst zusammen, so zu Gupfen, einem einzeln stehenden Hause bei Henau. Dort erschien in der Nacht 1611 ein „weißes Fräuli" mit einem weißen Besen und kehrte emsig die Thürschwelle, worauf ein weißlicher Rauch emporstieg. Sogleich darauf brach in dem Hause die Pest aus.

Wer erinnert sich hier nicht an den Würgengel der Bibel, der in Egypten an einem Tage alle Erstgeburt schlug, oder an den vernichtenden Engel im Buche der Könige (II. 19. 35.)? Nirgends ist aber das „weiße Fräulein", oder die Pestjungfrau, lebendiger in der Sprache der Sage aufgetreten, wie in einer russischen Erzählung. Ein Russe saß unter einem Lärchenbaume. Die Sonnenhitze glich der Feuerglut. Da erscheint vor ihm die Pestjungfrau. In Leinen eingehüllt, schreitet die hohe Gestalt einher. Er wollte fliehen, aber die Schreckgestalt ergriff mit ihrer langen Hand den Geängstigten und sprach: Kennst Du die Pest? ich bin es! Nimm mich auf Deine Schultern und trage mich in ganz Rußland herum, doch übergehe kein Dorf, keine Stadt, denn alle muß ich besuchen. Du erzittere vor nichts, Du wirst gesund bleiben unter den

Sterbenden. Sie klammerte sich fest an den Mann, der sie zuerst in die Städte trug. Kaum ließ daselbst die Gestalt ihre Leinen wehen, schwand sogleich die Lust und Freude. Wohin er blickt, sieht er Trauer, der Todtengräber findet nicht Raum für die Leichen; sie liegen auf den Plätzen, nackt, unbegraben. Wo er ein Dorf berührt, werden die Häuser wüste. Das Dörfchen, wo der Mann selbst wohnte, lag am Berge, dort hatte er sein Weib, seine Kinder, seine alten Eltern. Das Herz blutet ihm, als sie sich dem Orte nähern. Mit starker Hand erfaßt er die Gestalt und springt mit ihr in die Fluthen, um sie zu tödten. Er ertrank, die Jungfrau nicht, doch erschreckt von diesem edlen Heldenmuthe floh sie weit in die Wälder und Gebirge. (Hanusch, Slav. Mythen.)

Um nach dieser Abschweifung nochmals zu den Todesboten zurückzukommen, so müssen wir auch der weitverbreiteten deutschen Sage von der „weißen Frau" Erwähnung thun. Sie pflegt in verschiedenen Schlössern fürstlicher Häuser sich sehen zu lassen, wenn ein glückliches Familienereigniß oder ein naher Todesfall in der Familie bevorsteht; im ersteren Falle trägt sie einen weißen oder keinen Handschuh, im zweiten einen schwarzen. Sie trägt ein Schlüsselbund und eine weiße Schleierhaube. Die Schlösser von Berlin, Darmstadt, Karlsruhe, Bayreuth und Neuhaus in Böhmen sollen der Schauplatz ihrer Erscheinungen sein. Wie die Sage diesen Todesboten auffaßte, liegt ein rührender, poetischer Zug in der Geschichte. Das Glied einer erlauchten Familie nimmt auch über das Grab hinaus den tiefsten Antheil an den Schicksalen ihrer

Kindeskinder, und wenn die weiße Dame auch nicht anders helfen kann, bemüht sie sich wenigstens den nahen Tod anzuzeigen, damit man sein Haus bestelle. Auch eine Wohlthat!

Der Tod ist ein ernster Geselle, mit dem gar nicht zu spaßen ist. Dennoch hat sich auch, besonders bei Künstlern, die den Tod oft darstellten, wie Holbein, zuweilen ein Zug des Humors in die Darstellung mit eingeschlichen. Die Sage scheint aber nur respektvoll sich mit der Gestalt des Knochenmannes befaßt zu haben. Daß ein Sterblicher sich mit dem Tode einen Narrenspossen erlaubt hätte, kommt selten vor.

Es wird erzählt, daß einmal Christus mit den Aposteln bei einem armen Schneider übernachtete. Des Morgens stellte Petrus dem Schneider drei Wünsche frei. Er verlangte, daß, wer auf seinen Birnbaum steige, ohne seinen Willen nicht mehr herunter könne, wer auf seinem Stuhl sitze, sich nicht erheben könne und ein Alter von hundert Jahren. Das Gewünschte wurde ihm zugestanden. Nach hundert Jahren wollte ihn der Tod holen, dieser lockte ihn aber auf den Birnbaum und um herabzukommen, mußte der Tod ihm eine Frist von weiteren hundert Jahren zugestehen. Als diese um waren, klebte der Schneider den Tod auf dem Stuhle fest, worauf dieser wieder hundert Jahr bewilligte. Dann aber mußte der Schneider mit.

Wenn wir in dieser Sage für den Tod den Teufel setzen, so finden wir sie in verschiedenen Variationen, und es ist wahrscheinlich, daß in der erzählten Sage der Tod irrthümlicher Weise die Rolle des Teufels übernahm.

Auch die Fabel wußte den Tod zu verwenden. Wem wäre die Fabel unbekannt, in welcher der alte müde Holzträger den Tod anruft, daß er komme und ihm Frieden bringe, und als dieser wirklich erschien, ihn bittet, er möge ihm helfen, das Holzbündel auf den Rücken zu heben?

Auch das Sprichwort mußte auf den Tod die gebührende Rücksicht nehmen. Das Volk legt in die kurze Sentenz des Sprichwortes unanfechtbare Wahrheiten; ein solcher kerniger Spruch, am rechten Orte angebracht, wirkt mehr, als eine lange Predigt. „Immer mehr!“ sagt der Tod, er ist unersättlich; er führt auch durch, was keinem Socialdemokraten noch gelungen ist, er macht seine Opfer alle gleich. Vor dem Tode ist keine Thür und keine Burg so fest, daß er sie nicht erschließe. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Der Tod, der Doctor und der Apotheker sind die besten Freunde, einer arbeitet dem anderen in die Hand. Einmal ging der Arzt einen Vertrag mit dem Tode ein, dem er viele einliefern wollte, wogegen der Tod versprach, ihm anzuzeigen, ob ein Kranker, zu dem er berufen wird, sterben oder genesen werde. Stand der Tod beim Eintritt des Doctors in die Krankenstube am Kopfende des Kranken, so war der Kranke eine sichere Beute des Todes, stand er am Fußende, so war Genesung zu hoffen. Einmal war der Arzt zu einem sehr reichen Patienten gerufen; er konnte der Familie keine Hoffnung machen, denn der Tod stand am Kopfende. Man bot ihm das halbe Vermögen, wenn er den Kranken retten könne. Der Arzt dachte nach, ließ dann vier starke Männer rufen

und befahl ihnen, das Bett mit dem Kranken an den vier Ecken anzupacken und schnell so zu wenden, daß der Kopf des Kranken dahin kam, wo früher seine Füße waren. Nun stand der Tod am Fußende und als er sich um seine Beute betrogen fand, packte er den Arzt und führte ihn hinweg So hörte ich es als kleiner Junge von meinem Vater; woher er die Erzählung hatte, weiß ich nicht, habe Aehnliches auch noch nirgends verzeichnet gefunden.

---

In der alten heidnischen Sage Deutschlands begegnen wir verschiedenen Arten von Dämonen, von Wesen, die sich bestreben, störend in das Menschenglück einzugreifen; aber wir würden uns sehr irren, wenn wir annehmen wollten, daß sich aus diesen urdeutschen alten Sagen die Gestalt des Teufels herangebildet habe. Dieser ist vielmehr in die deutsche Sagenwelt durch christlichen Einfluß importirt und selbst seine äußere Gestalt, sein Costüm ist nicht einheimisch, sondern den alten Panen, Satyren und Faunen entliehen. Man hat zwar im Teufel gewisse ähnliche Züge mit den Riesen und Zwergen, mit dem Wärwolf und dem wilden Jäger, mit den Waldgeistern und Unholden finden wollen, aber der unparteiische Forscher wird sich durch partielle Aehnlichkeiten nicht beirren lassen, um so weniger, als sich die Gestalt des Teufels aus der altdeutschen Sage als ganz etwas Appartes und Originelles herausschälen läßt.

Wenn wir die reiche Anzahl der deutschen Sagen, die sich

mit dem Teufel beschäftigen, durchmustern, so finden wir einen besonderen, specifisch christlichen Grundton: der Teufel tritt als Feind Gottes und des christlichen Lebens auf, aber in diesem Kampfe erscheint er nie als ein zu bewundernder Held, sondern als der Geprellte, dem aller Hohn der Lächerlichkeit anhängt. Die Sage lehnt sich hier an die Kirchenlehre an. Augustinus schreibt: Der Teufel kann wie ein angeketteter Hund bellen, aber beißen kann er nur den, der sich ihm freiwillig nähert. Und in der Postille Luthers kommt der Satz vor: „Gott ist ein solcher Meister, welcher des Teufels Bosheit also kann brauchen, daß er Gutes draus mache."

Im Unterinnthale erzählt man sich, der Teufel hätte einmal dem Herrn eine Bitte vorgetragen (vergl. Hiob 1, 6.) und dieser ihm Gewährung zugesagt, sobald an den Eichen alle Blätter abgefallen sein werden. Diese aber verwelkten im Herbste und fielen erst ab, als wieder im Frühjahre neue da waren; da fuhr der Böse über die welken Blätter her und zerfetzte sie aus Zorn mit seinen Klauen.

Besonders die christliche Legende, als eine Abart der Sage, hat viel Material über den Teufel gesammelt; auch hier wird der Teufel von Heiligen, die er besonders auf's Korn nimmt, entweder einfach davon gejagt oder gar noch gefoppt. Den heiligen Procop, einen Einsiedler in Böhmen, will er versuchen, dieser aber spannt ihn in den Pflug und zwingt ihn, einen felsigen Grund umzuackern. Dies erinnert an die Sage, die auf dem Steinfelde bei St. Pölten in Oesterreich spielt. Der Teufel verlangte die hübsche Tochter des Müllers zur

7

Frau. Letzterer versprach sie ihm, wenn er vor dem ersten Hahnruf das Steinfeld umackere. Noch war der Teufel nicht fertig, da ahmte der Müller vom Dach seiner Mühle das Hahnenkrähen nach und der Ueberlistete trug seinen Korb zornig heim. Auch in Mähren, bei Langeck und an anderen Orten wiederholt sich mit Varianten dieselbe Sage. Auf einem Berge in der Normandie wollte der Böse ein junges Paar zur Sünde verführen, da stieß ihn der Erzengel Michael so gewaltig, daß er in Riesensätzen von Berg zu Berg flog und endlich in's Meer fiel. Der letzte Berg war der Mont St. Michel bei Caen und die Zwischenstationen heißen noch les sauts du diable, die Teufelssprünge.

Es ist ein psychologisch wahrer Zug in der Sage, die den Bösen selbst die Kutte der Mönche anlegen läßt, damit er ungehinderter im Kloster und in Häusern frommer Leute sein Wesen und Unwesen treiben könne. Im Jahre 1530 wurde zu Speier in stiller Nacht ein Fischer am Rhein von einem Mönch aufgeweckt, der ihn bat, ihn und seine fünf Begleiter über den Rhein zu fahren. Mitten im Fluß schlug der Mönch den Fischer ganz erbärmlich und verschwand plötzlich mit seinen Gesellen. „So sichtlich," schließt die Sage, „spottet der Teufel selbst seiner lieben Brüder, der Mönche, die gewißlich nichts anderes sind, denn des Teufels Spottvögel und Larven."

Bekannt dürfte die Geschichte vom Franziskaner sein, der sich von einem Maler die Versuchung Christi malen ließ, und als dieser den Versucher in der Kutte des Bestellers darstellte,

darüber in Zorn gerieth. Der Maler beschwichtigte ihn aber mit der Bemerkung: wenn der Satan überhaupt mit seiner Versuchung sein Ziel erreichen wollte, so war es nur im Gewande eines frommen Jüngers des h. Franciscus möglich. Rubens hatte in der That in derselben Composition den Versucher als Mönch dargestellt.

Nach den Begriffen des gläubigen Volkes sollte wenigstens die Kirche, die ja zu ihrer Bestimmung auf eine so feierliche Art eingeweiht wird, ein dem Satan verpönter Ort sein. Aber die Sage läßt ihn auch in das Gotteshaus eintreten. Am Weihnachtsabend des Jahres 1534 saß zu Staßfurth in Sachsen der Pfarrherr des Ortes, Lamentius Donerus, zur Beichte, da kam auch der Teufel und wollte beichten. Dabei hat er gräuliche Gotteslästerung gegen Christum ausgestoßen, und da er schließlich durch Gottes Wort überwunden wurde, verschwand er. Eine andere Sage ist bei dieser Begebenheit ausführlicher. Als er so viele verübte Schandthaten bekannte, meinte der Beichtvater, er müsse dazu mehr als tausend Jahre verbraucht haben. Ich bin auch älter, als tausend Jahre, antwortete der Böse, ich bin einer Jener, die mit Lucifer gefallen sind. Der Beichtvater fragt ihn weiter, ob er Buße thun wolle? — Wenn sie mir nicht zu schwer wird. — Dann falle dreimal des Tages nieder und sprich: Herr Gott, mein Schöpfer, ich habe gegen Dich gesündigt, vergieb mir, das sei deine ganze Buße. — Das kann ich nicht, nie werde ich mich demüthigen! Darauf verschwand er. Offenbar hängt diese Sage mit der scholastischen Frage zusammen, ob Teufel selig

werden können? — Sie können, aber sie wollen nicht, und weil sie nie wollen werden, so können sie nicht.

Besser erging es ihm im Dome zu Goslar. Am Pfingstfest 1063 stritt sich hier der Kämmerer des Bischofs Hezilo von Hildesheim mit dem des Abtes von Fulda um den Vorrang. In der Hitze kam es am geweihten Orte zum Streit und schließlich zum blutigen Kampf. Es geht die Sage, daß in jener Stunde der Teufel auf einem Pfeiler des Domes zuschauend sich erfreut und gerufen habe: Das ist ein Tag, der mir Freude macht. Als er verschwand, blieb eine Oeffnung im Gewölbe, die man vergebens zuzumauern versuchte.

Das erinnert an den alten Volksspruch: So will ich's haben, sagte der Teufel, da rauften sich die Mönche.

Besonders reich ist die Sage, wenn sie uns mittheilt, wie oft und wie empfindlich der Teufel gefoppt und geprellt wurde. Es kommt uns so vor, als ob die Sage der geängstigten Menschheit die Furcht vor diesem Fürsten der Finsterniß hätte tilgen wollen, der da als ein recht dummer Teufel auftritt, wie auch ein Prediger, der, als er seinen Zuhörern durch eine recht drastische Beschreibung der Hölle und ihres Fürsten so große Angst einflößte, daß die ganze Versammlung zu weinen und zu heulen anfing, Mitleid mit ihr empfand und sie mit den Worten zu trösten versuchte: „Ach, meine Lieben, weinet doch nicht; wer weiß, ob Alles so wahr ist, wie ich es euch erzählt habe.“

Viele Sagen melden mit allerlei Varianten, wie er mit einem Felsen irgend eine Kirche zertrümmern will, so mit dem

Segeberger Kalkberge, mit dem er Kirche und Kloster zermalmen wollte, er habe aber beide im Wurf verfehlt. Besonders ärgerte ihn der spitze Thurm der Pfarrkirche zu Vilseck in der bayrischen Oberpfalz, weil er sich einigemal bei seinen Luftfahrten daran seine Hosen zerrissen hatte; er wollte ihn darum umwerfen und ergriff einen Felsblock. Als er mit diesem keuchend den Kreuzberg hinaufstieg, begegnete er einem alten Weibe, das einen Korb mit vielen zerrissenen Schuhen trug. Er fragte das Weib, da er bereits müde geworden, wie weit es noch nach Vilseck sei? — Ei, habe ich doch von dort bis her alle diese Schuhe zerrissen, war die Antwort. — Dann hol' der Teufel Vilseck, sagte unwirsch der Böse und warf den Felsblock ab, der da noch zu sehen ist. Bei Heuberg hausten einst in der längst zertrümmerten Burg Rosenstein Raubritter, denen der Teufel den Rath ertheilte, die Waldkapelle zu plündern. Kaum waren sie mit dem geraubten Kirchengut heimgekehrt, da zertrümmerte ein Sturm das Raubnest; man hörte im Sturm den Teufel laut lachen.

Auch die Glocken sind ihm zuwider, und wo er sie zerstören oder ihren Mahnruf hemmen kann, da ist er bei der Hand. Ungeweihte Glocken sind nach dem Volksglauben besonders vor seiner Macht nicht sicher, über die geweihten vermag er indessen nichts. Ihr Ton jagt ihn vielmehr weg, wie die Inschrift auf der großen Glocke zu Erfurt bezeugt: „Ich heiße Susanna und treibe die Teufel von danna.“ Eine ungetaufte Glocke in Warendorf aber entführte er unter großem Geheul und warf sie in einen Sumpf.

Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit im Sagenkreise bilden die vielen Teufelsbrücken, Brücken, die meistentheils in unzugänglichsten Felsenschluchten, wo der Menschenfuß nur schwer Raum gewinnen kann, oder über reißende Ströme errichtet sind, also Bauten, die man schwer als Werk der Menschenhände annehmen konnte und sie darum auf Rechnung des Bösen eintrug. Aber auch bei diesen Bauten kommt er in der Regel nicht auf seine Kosten.

Ein Schweizerhirt will sein Mädchen im Gebirge besuchen, woran ihn ein reißender Gebirgsbach hindert. Einmal sprach er ärgerlich: ich wollte, der Teufel wäre da und bauete mir eine Brücke hinüber. Augenblicklich stand der Angerufene bei ihm und wollte das Gewünschte leisten, wenn das erste Lebendige, das darüber geht, ihm gehöre. Der Hirt ist zufrieden, und als die Brücke in einigen Augenblicken fertig stand, trieb er eine Gemse vor sich her. Der betrogene Teufel zerriß diese in seinem Unwillen. Aehnliches wird über die Sachsenhäuser Brücke zu Frankfurt a. M. berichtet. Hier wird ein Hahn darüber getrieben. Ein goldener Hahn auf einer Eisenstange steht noch als Wahrzeichen auf der Brücke. Eine gleiche Bewandtniß hatte es mit dem Brückenbau zu Pont-la-ville bei Corbières, wo sechs Mäuse, sechs Ratten und sechs Katzen zuerst über die Teufelsbrücke passiren mußten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in den Sagen besonders ein Schmied mit dem Teufel zu thun hat, ihn auch immer zu überlisten versteht. Sollte hier eine Hinweisung auf Vulcan, den Gott der Schmiede und der Unterwelt, vor-

liegen? Ein kluger Schmied schloß vor dem Teufel, der ihn holen wollte, die Thüre ab und hielt mit seinen Gesellen einen ledernen Sack vor's Schlüsselloch. Da der Teufel nicht anders, als durch das Schlüsselloch in die Schmiede gelangen konnte, fuhr er in den Sack, der schnell fest zugebunden und auf den Ambos getragen wurde, wo die Gesellen mit den schwersten Hämmern drauflos pochten, daß dem Teufel Hören und Sehen verging und er endlich versprach, nicht wieder zu kommen. In einer bayrischen Sage erbittet sich der Schmied die Erfüllung dreier Wünsche. Zwei werden leicht erfüllt, aber bei dem dritten, eine krause Locke seines Haares auf dem Ambos gerade zu schmieden, verlor Urian und mußte beschämt fortziehen. Wir könnten hier noch manche Sagen anführen, die ähnlichen Inhaltes sind und in verschiedenen Gegenden nur die Form oder die Nebenumstände verändert haben. Auch ein Bäuerlein wußte den Bösen zu prellen. Er miethete mit ihm gemeinschaftlich ein Stück Landes und damit kein Streit über den Ertrag entstehe, sollte darüber gelost werden. Wer mehr Augen werfe, bekomme, was über der Erde wächst, der Andere, was unten wachse. Da warf der Teufel die meisten Augen; der Bauer aber, der das Feld zu bestellen hatte, pflanzte Rüben; der Teufel mußte mit dem Kraut vorlieb nehmen. Das nächste Jahr warf der Teufel die wenigsten Augen, der Bauer pflanzte Weizen und sein Partner erhielt die leeren Wurzeln.

Vielleicht basiren alle diese Sagen vom dummen und geprellten Teufel in der alten Geschichte vom Zauberer Virgilius,

von dem erzählt wird, daß er einmal in eine Berghöhle kam, wo ein Teufel in ein enges Loch gebannt sitzen mußte. Dieser rief den Zauberer um Hilfe an und versprach ihm, in die geheimsten Wissenschaften ihn einzuweihen. Virgil befreite ihn, erfährt, was er sucht, und verwundert sich schließlich, wie der Teufel in einem so engen Raum Platz finden konnte. Der dankbare Teufel will es ihm zeigen und kriecht hinein, worauf Virgilius das Loch aufs neue verschließt.

Wir haben bereits in den erzählten Sagen zuweilen die Thatsache wahrgenommen, daß Menschen mit dem Teufel einen förmlichen Vertrag eingingen. Dieser Umstand wiederholt sich sehr oft; bildet er doch die breiteste Grundlage für das ganze große Capitel von den Hexen und dem Hexensabbath auf dem Blocksberg. Dieser Glaube mag in der Anschauung seine Wurzel haben, daß der Böse nur demjenigen Menschen schaden kann, der sich ihm, dem „angeketteten Hunde", freiwillig nähert, mit ihm in ein näheres Verhältniß tritt. Ein mit dem Teufel eingegangenes Bündniß mußte mit dem Blute besiegelt werden, d. h. die Verschreibungs- oder Hingabe-Urkunde mußte der Mensch mit seinem Blute schreiben. Diese Anschauung entstand bereits im 13. Jahrhundert. Im Blute dachte man sich das Gesammtleben concentrirt, mit einem Tropfen seines Blutes gab sich also der Mensch mit Leib und Seele dem zu eigen, der die so angefertigte Urkunde erhielt. Als Gegenlohn sollte ihm mit Hilfe des Teufels in seinem Erdenleben Alles zu Theil werden, wonach sein Herz verlangte.

Berühmt durch sein auf diese Art mit dem Teufel ge-

schlossenes Bündniß, vielleicht der erste, den die Geschichte kennt, ist der Vicedominus Theophilus, um 538. Er that später Buße, und durch die Fürbitte der Maria wurde die Urkunde schließlich dem Bösen entrissen. Nach Deutschland wurde diese römische Sage durch den Dichter Brun von Schönbecke um 1276 verpflanzt, der die Urkunde ausdrücklich vom Theophilus mit dessen Blute geschrieben werden läßt. In der Faustsage wurde dieser Umstand weiter ausgebildet.

Auf dem Gipfel des Rammberges im Harz stand in heidnischer Zeit die Bildsäule des Sassengottes Ramm. Als diese gefallen war, hauste der Teufel daselbst. Am Abhang des Berges befand sich eine Windmühle, die oft keinen Wind hatte; der Müller wünschte deshalb eine Mühle auf der Bergesspitze und schloß mit dem Teufel einen Contract, wonach dieser eine solche in einer Nacht bis zum Hahnenschrei bauen sollte, dafür sollte er nach dreißig Jahren des Müllers Seele haben. Der Teufel machte sich an die Arbeit, es ging wirklich teufelmäßig flink von statten, so daß dem Müller bange wurde; er ergriff also einen daliegenden Mühlstein und ließ ihn auf der runden Seite den hohen Berg herablaufen. Der Teufel sprang ihm nach, von Satz zu Satz, nach langen Mühen erhascht er ihn und keuchend trägt er ihn bergauf, da kräht der Hahn, der Vertrag war vernichtet. Aus Zorn zerreißt der Böse die Mühle und streut die Steine umher. Es bleibt nichts, als der Name: die Teufelsmühle.

Die Sage hat uns auch mit den Familienverhältnissen des Teufels bekannt gemacht; wie dem Tode eine Todin als

Ehegespons angedichtet worden, so wird auch von Teufelinnen erzählt. Insbesondere des Teufels Großmutter wird oft genannt, sie ist gleichsam der Superlativ des Diabolismus. Daß der Teufel auch selbst verliebter Natur ist und sein Auge gern auf schöne Evatöchter wirft, erfahren wir aus einer Erzählung Machiavelli's, darin berichtet wird, wie der Teufel einmal eine Vergnügungsreise auf die Oberwelt unternahm, sich da verliebte und heirathete, aber bald sein Weib verließ und nach der Hölle flüchtete, meinend, daß er hier mehr Ruhe finde, als bei seinem Weibe unter den Menschen. Ein zweites Beispiel wird im Unterinnthale erzählt. Bei einem Mädchen, das von ihrem Geliebten verschmäht wurde, erschien der Böse in Gestalt eines schönen Jägers und lud sie zum Tanz ein: gern ging sie mit und das Paar wurde allgemein bewundert. Beim Heimgehen bat der Tänzer um die Erlaubniß, zuweilen „Fensterln" kommen zu dürfen. Sie erlaubte es gern. Als es nun in der nächsten Nacht Mitternacht schlug, und sie auf das Klopfen das Fenster öffnete, packte sie der Satan in seiner Originalgestalt an und führte sie gewaltsam hinweg.

Eine Sage läßt den Teufel Hochzeit mit seiner Großmutter halten. Man sieht, daß in der Hölle Verwandtschaftsgrade kein Ehehinderniß bilden. Beim kaiserlichen Obersten Meinecke von Peine, der in Braunschweig wohnte, erschien nämlich ein Abgesandter des Teufels und bat sich für eine Nacht den großen Saal seines Hauses aus, weil der Teufel darin die Hochzeit mit seiner Großmutter festlich begehen wolle. Nach langem Zögern wurde dies zugestanden. Es könne Jeder-

mann zusehen, wurde versprochen, es werde Niemandem ein Leid geschehen, nur dürfe man nicht reden und nichts mitgenießen. Der Oberst zog sich in sein Zimmer zurück, aber zwei Mägde des Hauses waren neugierig und warteten die Geschichte ab. Um Mitternacht kamen mehrere Wagen mit der Hochzeitsgesellschaft, der Teufel als schöner geputzter junger Bräutigam, die Braut jedoch war sehr alt, häßlich, mit gekrümmten Rücken, aber sehr flink. Man genoß die ausgesuchtesten Speisen, man tanzte bis drei Uhr, dann ging Alles in Ordnung heim. Man lud die Mägde zum Essen ein, sie aber schlugen, eingedenk der Warnung, Alles aus. Als man früh den Saal betrat, war alles sauber und ausgekehrt, auf dem Tische lag ein prachtvoller Teppich und ein Ring, zweihundert Dukaten werth, als Geschenk für den Besitzer. Das Wunderbarste an der ganzen Geschichte bleibt doch, daß die Mägde nichts aßen und kein Wort redeten!

Man hat keine Vorstellung davon, wie tief die Vorstellung vom Teufel im deutschen Bewußtsein Wurzel gefaßt hatte. Die Aufklärung dreier Jahrhunderte hat bis auf den heutigen Tag wohl nicht dieses Feld umackern können. Wenn Jemand fast unbewußt von einer Schlechtigkeit in die andere fällt, heißt es noch immer: Der Teufel hat ihn geritten. Wenn Jemand mit fremdem Gute durchbrennt, aber dabei verunglückt, sagt das Volksgewissen: Der Teufel hat ihn geholt! Selbst in culinarische Genüsse wird der Fürst der Finsterniß eingeschmuggelt und ein vorzüglicher Kaffee muß sein: Schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe.

Daß der Teufel von jeher im Volksaberglauben eine große Rolle spielte, wird Niemand leugnen wollen. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst kommt er gleich, dieser Spruch dürfte allgemein bekannt sein; ebenso ein anderer: Wo der Teufel nichts ausrichten kann, da schickt er ein altes Weib. Vielleicht die folgenden weniger: Hat man in einem Buche gelesen, so muß man es zumachen, sonst kommt der Teufel und liest darin; wenn man mit dem Eßbesteck auf dem Tische trommelt, so tanzt der Teufel; kommt Einem auf der Straße ein Begräbniß entgegen, so muß man ausweichen, sonst stößt man auf den Teufel, welcher der Leiche vorangeht; geht man mit den Händen auf dem Rücken, so zieht man den Teufel hinter sich her; wenn Regen und Sonnenschein schnell wechseln, so sagt man, der Teufel bleicht seine Großmutter.

Auch im Sprichwort behauptet der Teufel einen angemessenen Rang und die Sprache des Volkes hat hier in wenig Worte oft tiefen Sinn gelegt. Aus dem sehr reichen Material, das oft seiner cynischen Ausdrucksweise wegen garnicht wiederzugeben ist, mögen einzelne Sprüche als Beweis für das Gesagte gelten. Gleich bei Gleich, sagte der Teufel zum Schornsteinfeger, ich bin Schwarz und du bist nicht Weiß. Dasselbe sagte er, als er eine schwarze Sau beschor. — Einfach aber niedlich, sagte derselbe, da strich er sich den Schweif grün an. — Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte derselbe, als er ein Schwein schor. — Ich kann's nicht fertig bringen, sagte er, als er über seine Großmutter weinen sollte. —

Gottes Wort kommt in Schwung, sagte er, als er seiner Großmutter die Bibel an den Kopf warf. — Es sind nur Worte, meinte er, da er über eine Bibel kam. — Ich weide meine Schafe, jubilirte er, als er ein Convent von Mönchen betrunken machte. — Das Beste in der Mitte, sagte er wohlgefällig, als er zwischen zwei Pfaffen oder zwei Demi-monde-Damen oder zwei alten Weibern ging. — Das wollen wir stehen lassen, sagte er kleinlaut, da er an einem Kreuz vorüberging. Diese Probe genüge.

Schließlich sei noch bemerkt, daß sich aus dem mittelalterlichen „dummen Teufel", der sogar die Bretter, welche die Welt bedeuten sollen, als hoffnungsvoller Debütant betrat, allmählig der Narr, der Hanswurst oder Lustigmacher und schließlich der Komiker entpuppte. Da diese Metamorphosen aber schon in die Geschichte des Theaterwesens hineingreifen, so sei hier mit diesem Hinweise genug gethan.

---

## 9. Wunderliche Heilige.

Abraham à Santa Clara, dieser Hanswurst aller Prediger, dem indessen Originalität und Witz nicht abzusprechen ist, sagte einmal in einer Predigt: Oesterreich besitzt drei wunderliche Heilige, einen durchschossenen (h. Sebastian), einen gebratenen (h. Laurenz) und einen, der nicht weit her ist (h. Leopold). Von solchen wollen wir indessen an dieser Stelle kein Wort verlieren. Auch wollen wir bei den wunderlichen Heiligen nicht den Accent auf ihre Wunderthätigkeit legen. Denn bekanntlich muß jeder Kandidat für die himmlische Aureole sich mit drei Wundern, die er gewirkt hat, ausweisen, wie man sonst auch im gewöhnlichen Leben zur Erlangung eines fetten Postens seine Probe bestehen muß. Wenn wir von wunderlichen Heiligen reden, so thun wir es in dem Sinne, wie man unter Weltmenschen von curiosen Käuzen spricht. Unter der großen Anzahl von Heiligen, die den himmlischen Kalender füllen, begegnen wir nämlich auch solchen, deren ganze Erscheinung, deren Leben und Thaten so exorbitant erscheinen und allen Gesetzen der Naturkräfte, des Denkens, der anständigen Lebensart, ja selbst vom katholischen

Standpunkte aus der Idee des Gottesreiches so zuwiderlaufen, daß man oft nicht weiß, ob man hell auflachen oder die armen Heiligen bedauern soll. Und doch haben die leider heutzutage zu wenig beachteten Legenden, die uns solche Ungeheuerlichkeiten oft mit der bewunderungswürdigsten Naivität erzählen, für den Culturhistoriker einen eminent hohen Werth. Wenn das gewöhnliche Sprüchwort lautet: Sage mir, mit wem du umgehst, ich sage dir, wer du bist, so kann man mit gleichem Rechte sagen: Wenn du mir deine Götter zeigst, so will ich dir zeigen, wie deine Religion beschaffen ist. In den Legenden der Heiligen spiegelt sich der Zeitgeist ganz getreu ab. Wenn heutzutage keine Legenden dieser Art entstehen, so ist das ein Beweis, daß die Anschauungsweise des Volkes so weit aufgeklärt ist, daß man diesem keine solche Kost mehr bieten darf. Auch wären diese curiosen Heiligen in unserer Zeit nicht allein eine Anomalie, sondern unserem Leben, unseren Gesetzen, unserer Polizei gegenüber geradezu eine Unmöglichkeit.

Wunderlich nennen wir unsere Heiligen, weil sie in ihrer gewöhnlichen Lebensweise sich oft ganz umgekehrt, wie gewöhnliche vernünftige Menschen, betragen. Einem Felix de Cantalicio (gest. 1586) waschen Novizen seines Klosters bei der Heimkehr von einer weiten Reise die Füße; aber kaum ist es geschehen, eilt der h. Kapuziner hinaus auf die Straße, in den tiefsten Koth. Daß sich viele Heilige arg kasteiten, selbst verstümmelten, ist eine oft wiederkehrende bekannte Thatsache. Das Vergnügen des Kasteiens wollen wir ihnen gönnen, uns

interessirt nur die Art und Weise, wie sie es thaten; denn Einer wollte den Anderen übertreffen. Simeon Stylita wohnt auf einer Säule, die er jahrelang nicht verläßt, ein Eremit in Armenien, Johannes, zieht sich dagegen in die Tiefe einer (wohl ausgetrockneten) Cisterne zurück und erhält den Namen: in puteo. Salaman (um 400) hatte sich eine Hütte gebaut, und als die Bewohner der nächsten Stadt den Platz brauchten, bauten sie ihm anderswo eine neue, trugen ihn dahin und vermauerten ihm den Eingang; er bewahrte ein tiefes Stillschweigen bei Allem, was auch mit ihm geschah. Auch ein großer Schweiger! — Gerlach, Zoerardus und viele andere wohnten in hohlen Bäumen. Das ginge wohl an, aber sie pflegten sich auch die Wände ihrer engen Behausung mit spitzigen Nägeln zu tapeziren, wie das Faß des Regulus beschaffen war, um sich das Leben zu Hause recht unbequem zu machen. Zuweilen beschwerten sie sich auch mit schweren eisernen Ketten. Johannes, ein Einsiedler (es giebt eine Legion von heiligen Johannes) wohnt in einer engen Felsenspalte, Victorin (11. Jahrh.) hält drei Jahre lang seine Hände in der Spalte eines Baumes. Columban (gest. 615) findet eine Höhle, die ihm wohlgefällt, er nimmt sie also als Einsiedler in Besitz; da kommt der Bär, der jahrelange Besitzer der Höhle, und brummt über den Hausfriedensbruch, aber der Heilige exmittirt ihn, und jener muß zusehen, wo er ein neues Heim findet. Dem Corbinian zerreißt ein Bär den Esel, der dessen Gepäck trug; zur Strafe dafür muß er nun selbst des Heiligen Gepäckträger sein. Im Leben des h. Maximin wird

dasselbe erzählt. Mit der Kleidermode nahmen es Manche auch nicht genau; sehr praktisch, wenn auch nicht der Bequemlichkeit entsprechend, war das Gewand des Einsiedlers Baradat (um 420); es war aus Metall verfertigt, jedoch nicht nach Art der Kriegsrüstung, sondern mit unbeweglichen Gliedmaßen.

Wir haben bis jetzt nur wunderliche Männer besprochen, die Damen sollen aber nicht glauben, daß ihr Geschlecht im Kreise der Heiligen gegen Absonderlichkeit gefeit war. Auch das schwache Geschlecht verstand es, Schweres zu ertragen, wie z. B. die Einsiedlerinnen Cyra, Benvenuta, Marana und andere, die Tag und Nacht schwere eiserne Ketten trugen. Einen wahren Heroismus bewies Ebba, eine schöne junge Aebtissin in Schottland (gest. 683), welche sich vor den andringenden Feinden (Dänen) nicht anders zu vertheidigen wußte, als daß sie sich und ihren Klosterjungfrauen Nase und Lippen abschnitt. Wilgefortis (auch Kümmerniß genannt), aus königlichem Geschlecht, wünschte (was heutzutage selten vorkommen dürfte), daß ihr Bräutigam sie verschmähe. Da sie sehr schön war, so betete sie, entstellt zu werden und sie erhielt einen stattlichen Bart. Auch Galla, eine Nonne, erhielt auf ihr Gebet einen reichen Bartwuchs, um den Nachstellungen der Männer zu entgehen.

Beim Nachforschen in den Legendenbüchern wird es bald auffallen, daß so viele Frauen Männerkleider angezogen haben, um ihr Geschlecht zu verleugnen und als Männer in Mönchsklöstern zu leben. Es kommen hier oft die wunderlichsten

Situationen vor. Daß männliche Heilige Frauenkleider angezogen hätten, davon ist mir kein einziger Fall bekannt.

Pelagia (gest. um 457) war früher Schauspielerin und öffentliche Buhldirne, bekehrte sich aber, als sie eine Predigt des Nonus gehört hatte, und lebte als Einsiedler in männlichen Kleidern bis zu ihrem Tode. Auch Eugenia lebte als Abt in Hohenburg (im 8. Jahrh.), ohne daß ihr Geschlecht entdeckt wurde. Oft ist es vorgekommen, daß diese verkappten Damen der Verführung von Mädchen beschuldigt wurden. In solcher kritischen Lage, die sie freilich sehr leicht hätten zu ihren Gunsten umwandeln können, erscheinen sie aber wirklich groß und hören auf, wunderliche Heilige zu sein. Mit dem Anlegen der Männerkleider scheinen sie männliche Festigkeit zugleich erworben zu haben, und sie lassen die Anklage und daraus folgende Strafe ruhig über sich ergehen, ohne sich zu entdecken, bis nach ihrem Tode ihre Unschuld an den Tag kommt. Man erzählt solche Begebenheiten im Leben der h. Eugenia, Theodora, Euphrosyne. Ja noch mehr! Marina, die als Marinus (im 8. Jahrh.) im Mönchskloster lebte und der Verführung von einem vornehmen Frauenzimmer beschuldigt war, schweigt nicht allein über ihr Geschlecht, sondern nimmt auch noch das ihr zugeschobene Kind an und erzieht es als ihr eigenes. Nach ihrem Tode wird ihre Unschuld entdeckt.

Wie schwach erscheinen dagegen viele männliche Heilige. Der Anblick eines Mädchens macht sie schon um ihre Seligkeit zittern — natürlich, sie mußten sich am besten kennen.

Schließlich gelangen sie zu der Ansicht, daß jedes weibliche Wesen der verkörperte Teufel sei, der sie versuchen wolle. Apelles schlägt ein sich ihm näherndes Mädchen mit dem glühenden Eisen in's Gesicht (er war ein Schmied). Wenn der Eremiten-Ahnherr Antonius von Egypten und Hieronymus von einem schönen Mädchen versucht werden, so bewahren sie stoische Würde und sehen sich nach der blendenden Erscheinung gar nicht um. Viele Heilige trauen sich auch wieder nicht genug Kraft zu und suchen, wenn auch nicht so drastisch wie Irenaeus, doch auf ganz auffallende Weise ihre geistige Schwäche zu bemeistern. Ein Franciscus von Assisi wälzt sich nackt auf Dornen herum, um sich abzutödten. Dasselbe wird auch vom h. Benedict erzählt und im Garten von Subiaco werden noch die Dorngestrüppe gezeigt, die alljährlich eine üppige Rosenflur tragen. Hier liegt doch ein poetischer Gedanke verborgen. Indessen kommen auch heldenmüthige Charaktere vor, die sogar sich freiwillig in Gefahr begeben, so Johannes Colobus, der sich in ein öffentliches Haus mit der Miene eines weltlich Gesinnten begab und durch ein klug angestelltes Gespräch das Freudenmädchen Paësia bekehrte. Nicht so glücklich war der Jesuit Franz Regis, der einigen jungen Leuten eine leichtfertige Dirne entführte, um sie zu bekehren, aber von ihnen mit Stöcken ordentlich durchgebläut wurde. Fast wie ein Roman liest sich eine Begebenheit aus dem Leben des Martinian. Dieser wollte allen Anfechtungen der Welt entgehen und wählte als Anachoret eine unbewohnte Insel zu seinem Aufenthalte. Als er einmal am Strande

ging, um eßbare Muscheln zu sammeln, sah er auf dem Sande eine Mädchengestalt liegen. Offenbar hatte in der Nähe ein Schiffbruch stattgefunden und das junge schöne Mädchen wurde von den Wellen an das Gestade hinausgeworfen. Im ersten Augenblick von Mitleid bewältigt, kniete der ebenfalls noch jugendliche Einsiedler bei dem Mädchen nieder. Die jahrelang gewaltsam gebändigte Natur trat in ihre Rechte und machte seine Heiligkeit wanken. Da er staunend noch etwas Leben in ihr verspürte, rieb er ihre Schläfen und seine Anstrengungen wurden mit dem glücklichsten Erfolge belohnt; sie schlug die Augen auf und war gerettet. Martinian gab ihr das Beste, was ihm seine Insel bot, führte sie in seine Hütte und nachdem er ihr genau beschrieben hatte, wo die beste Quelle sei, welche Nahrungsmittel hier gefunden werden — eilte er zum Strande und schwamm auf einem Delphin von der Insel hinweg. „In fuga salus“ (in der Flucht das Heil!) wird sein Wahlspruch gewesen sein. Prudhon's Composition: Phrosine und Melidor paßt vollkommen als Illustration zur Szene, da Martinian die Leblose am Strande findet. Dieselbe Pointe legte auch Dantan in sein Gemälde mit gleichem Titel. (Im Salon 1878.)

Ueberhaupt wußten sich die Heiligen auf dem Meere leicht zu helfen. Raymund von Pennafort breitet bei einem Schiffbruch seinen Mantel über die Wellen aus und schwimmt auf demselben weiter. Petrus von Alcantara und Johannes à S. Facundo brauchen keinen Delphin und keinen Mantel und schreiten über die Meereswellen wie auf der Erde dahin.

Alban (4. Jahrh.) konnte einmal wegen Volksgedränge eine Brücke nicht passiren und geht trockenen Fußes über den Fluß.

Da wir schon bei den Wundern sind, so mögen noch einzelne Beispiele von wunderlichen Wunderthätern hier Platz finden. Bischof Aemilian findet bei Besichtigung des Kirchenbaues, daß ein Balken zu kurz ausgefallen ist; er weiß sogleich auf die einfachste Weise zu helfen, indem er ihn verlängert. Wem ist der Patron der Köche (natürlich auch der Köchinnen) bekannt? es ist Johannes de Leon, ein Spanier, der als Laienbruder in einem Kloster das Amt des Kochs verwaltete. Und welch' ein vorzüglicher Koch war er! so weit hat es unsere heutzutage hochgepriesene Kochkunst noch lange nicht gebracht. Aus reinem Wasser bereitete er die kräftigsten Fleischbrühen, Knochen oder Leder wußte er in die schmackhaftesten Fleischspeisen zu verwandeln!

Merkwürdiger Weise spielt in den Wundern der Heiligen der Sonnenstrahl eine große Rolle. Wenn ein solcher durch eine kleine Fensteröffnung in ein düsteres Gemach fällt, so erscheint er dem Auge wie ein dünner lichter Stab, aber Niemandem wird es einfallen, ihn mit der Hand fassen zu wollen und ihm überhaupt eine Körperlichkeit zuzuschreiben. Für die Heiligen wurde er zu einem festen Balken. Richardus hängt seine Pantoffeln auf einem Sonnenstrahle auf, Goar seinen Hut, Lucanus seinen vom Regen durchnäßten Mantel, um ihn zu trocknen, Deicolus die bischöflichen Kleider, die man ihm brachte, als er zum Bischof gewählt wurde; er wollte damit die Würde ablehnen. Nothburga, eine tyroler

Dienstmagd, sollte am Sonntag Gras mähen, sie hängt die Sichel auf einen Sonnenstrahl und geht zur Kirche.

Todtenerweckungen kommen in der Heiligenlegende sehr oft vor. Als Curiosum sei erwähnt, daß der h. Antonius von Padua sogar einmal bereits gebratene Vögel zum Leben erweckte! Interessant ist das Wunder des Donatus, Bischofs von Arezzo (4. Jahrh.). Ein Gläubiger wollte einen Todten nicht begraben lassen, bis die Schuld getilgt ist. Die Wittwe wußte aber, daß die Schuld, obgleich der Gläubiger noch den Schuldschein besaß, bereits getilgt war; auf ihre Bitten erweckte der Bischof den Todten, damit dieser den Gläubiger überweise; dieser stand auf, zerriß den Schuldschein und verfiel sodann abermals in den ewigen Schlaf. Als Gegenstück dazu sei das Wunder des Gregor, der wegen seiner vielen Wunderthaten Thaumaturgos, der Wunderthäter genannt wird, erwähnt. Ein Jude wollte den mächtigen Bischof von Tours (6. Jahrh.) foppen und stellte sich todt, damit man ihn zum Heiligen trage, der ihn erwecken sollte. Der Plan war fein erdacht, aber Gregor warf seinen Mantel über den vermeintlich Todten und dieser war nun wirklich todt.

Wie ein Mährchen hört sich folgende Geschichte an: Bernard, ein Dominikaner und Küster in Santirena in Portugal, pflegte nach dem Gottesdienst einige Kinder in der Kirche zu unterrichten; zwei derselben blieben auch über Mittag und verzehrten ihr Mittagbrot in einer Kapelle, darin sich eine Bildsäule mit Maria, die das Kind trug, befand. Die Kinder beschwerten sich bei ihrem Lehrer, daß das Kind vom

Arm ihrer Mutter immer herabsteige und mit ihnen esse; der Küster gab ihnen nun den Rath, sie sollen, wenn das Kind wieder kommen sollte, dasselbe bitten, da es nichts beitrage, sie und ihren Lehrmeister auch einmal in seines Vaters Haus zu Gaste zu laden. Sie thaten also und das Christkind versprach es ihnen am nächsten Himmelfahrtstage. An diesem Tage starb der Küster und beide Kinder und alle wurden in ein Grab gelegt. So soll es 1265 geschehen sein.

Ein recht schöner Gedanke offenbart sich in einem Wunder des Erzbischofs von Florenz, Antonin (gest. 1459). Als ihm einmal ein Bauer einen Korb mit Obst brachte, nahm er das Geschenk mit einem kurzen: „Vergelt's Gott!" an. Der Bauer hat aber ein Gegengeschenk erwartet und murrte. Als es der Erzbischof vernahm, nahm er eine Wage, schrieb seinen Dank auf ein Stück Papier und legte dieses auf eine Wagschale und das Obst in die andere und siehe da, das Papier war schwerer! Wir wollen darum auch nicht den Antonin in die Klasse der wunderlichen Heiligen einreihen. Uebrigens findet man in der großen Zahl dieser wunderlichen Patrone Manche, die bei aller Wunderlichkeit und äußeren Absonderlichkeit unseres Respects ganz würdig sind, besonders wenn sie sich im Kreise des Menschlichen bewegen und nicht in's Transscendentale hinüberschweifen. Ein solcher ist z. B. Agathon. Von Natur zum Jähzorn geneigt, flieht er die Menschen, begräbt sich als Einsiedler in die Einsamkeit der Wüste, da er glaubt, daß die böse Menschenwelt ihn zum Zorn und zur Sünde reize. Da geschieht es ihm einmal, daß er von Durst

geplagt, seinen Krug nimmt, um sich Wasser von der nahen Quelle zu holen; das Unglück aber wollte, daß er mit dem Kruge irgendwo anstieß und ihn zerbrach. Er wurde nun ganz wild über sein Unglück und brach in die ärgsten Zornesworte und Verwünschungen aus. Als sich aber der erste Zorn legte, da schlug er sich vor die Stirn und sagte zu sich selbst: „Wie bist du doch dumm gewesen, von der Wüste Heiligkeit zu erwarten, da du doch deinen Feind im eigenen Busen trägst!" Und er kehrte moralisch geheilt wieder in die Gesellschaft der Menschen zurück.

Auch einem Nachahmer des Philosophen Diogenes begegnen wir, es ist Eulalius, der seine Strohmatte verbrannte, als er sah, daß man auf bloßer Erde auch schlafen könne, wenn man müde ist. Einen wahrhaft heroischen Charakter verrieth Phocas von Sinope, ein Gärtner (4. Jahrh.). Als Henker zu ihm abgeschickt wurden, die ihn seines christlichen Glaubens wegen hinrichten sollten, bewirthete er diese nach seinen Kräften und grub in der Zwischenzeit in seinem Garten für sich das Grab.

Hierher gehört auch der wunderliche Heilige, dessen Lob in einem Buche geschrieben steht, in dem man es wohl kaum gesucht hätte. Der Heilige heißt Felippo Neri (geb. zu Florenz 1515, gest. zu Rom 1595) und sein Lobredner ist niemand anderes, als Göthe. Er nennt ihn den humoristischen Heiligen und widmet ihm in seiner italienischen Reise ein besonderes Kapitel. Wir können uns hier nicht so eingehend mit ihm beschäftigen und verweisen auf das Werk; aber eine

Begebenheit aus seinem Leben, die ihn besonders charakterisirt, müssen wir hier doch anführen. Dem Papste wurde angesagt, daß in einem Nonnenkloster auf dem Lande eine Nonne viele Wunder wirke. Der Papst schickt den Nerius dahin ab, damit er die Sache untersuche. Dieser begiebt sich auf den Weg, wird vom schlechten Wetter arg zugerichtet und kommt naß und mit kothigem Schuhwerk im Kloster an, wo er die betreffende Nonne sogleich im Namen des Papstes vor sich citirt und ihr statt jeden Grußes den Stiefel hinreicht, damit sie ihn ausziehe. Da kommt er aber schlecht an. „Für wen er sie halte?" rief sie zornig aus; „ich bin die Magd des Herrn und nicht eines Jeden Magd, der daher kommt, um knechtische Dienste von mir zu verlangen." Philippus sagt aber nichts und kehrt zum Papst zurück. „Die thut keine Wunder, heiligster Vater!" referirt er über seine Sendung, „ihr fehlt die erste christliche Tugend, die Demuth."

---

Schließlich sei noch des wunderlichsten aller wunderlichen Heiligen gedacht, des h. Nemo (Niemand). Wir haben es hier freilich nur mit einem mittelalterlichen Witz zu thun, aber dieser gestattet uns einen Einblick in die Denkweise jener Zeit. Wann dieser sonderbare Heilige in der Literaturgeschichte zuerst auftrat, wissen wir nicht, aber alt muß diese Parodie aller Legenden sein. Es giebt verschiedene handschriftliche Werke, die sie enthalten, so ein Codex der vaticanischen Bibliothek, einer in Heidelberg, einer in Wien; natürlich alle

in lateinischer Sprache. Die Aufschrift lautet: „Das Leben des heiligsten und glorwürdigsten Niemand.“ Um einen Begriff von der Art dieser Legende zu geben, wollen wir Einzelnes anführen. Niemand ist der Zeitgenosse des ewigen Vaters, dessen Himmel ihm stets offen steht, denn in der Bibel heißt es: Niemand kommt zu mir.... so wie auch: Niemand sieht Gott.... Er ist so mächtig, wie Christus, denn: Niemand thut solche Zeichen wie du; dabei kann er vielseitig thätig sein, denn „Niemand kann zweien Herren dienen“; er darf sogar Bigamie begehen, denn „Niemand darf zwei Frauen haben“; sein Prophetenthum wird überall, besonders bei seinen Landsleuten sehr geschätzt — „Niemand ist in seinem Vaterland ein gern gesehener Prophet.“ Daß er ein großer Heiliger sein muß, erhellt aus den Worten: „Niemand ist ohne Sünde“; er braucht darum keine Beichte: Niemand wird ohne Buße selig. Er ist ein schneller Rechenmeister, denn Johannes sah in seiner Offenbarung eine große Schaar, die Niemand zählen konnte, so wie auch Niemand das Buch mit den sieben Siegeln zu lösen würdig war; u. s. f.

In den Bollandisten kommt sein Name freilich nicht vor, auch wird man ihn vergebens in irgend einem Kalender suchen. Einer lieh sich eine Summe Geldes und versprach im Schuldbrief, dieselbe am Tage des h. Nemo zurückzuzahlen. Der Gläubiger wartete, aber vergebens; der Kalender wußte von einem Heiligen dieses Namens nichts. Da forderte er sein Geld am Feste aller Heiligen zurück, indem er sagte:

Wenn der h. Niemand nicht speziell an einem besonderen Tage genannt wird, so ist er hier in der Schaar aller Heiligen mit verstanden. Und der Schuldner mußte zahlen.

Ein solcher heiliger Nemo oder Niemand ist der spanische Heilige S. Viar. Man fand in Spanien in alter Zeit einen Stein mit der Inschrift ....S VIAR und so war ein Heiliger gefunden, der nie gelebt hat, denn der Stein war ein römischer Wegestein, dessen Inschrift nur ein Bruchtheil war. Es ist zu lesen: PRAEFECTVS VIARVM.

---

## 10. Glocken.

Wenn man das Wort „Glocke" ausspricht, so meint man damit einen Gegenstand bezeichnet zu haben, dessen Geschichte, Gebrauch und Zweck mit einigen Sätzen abgethan werden kann. Im Gegentheil, das Kapitel von den Glocken enthält so viel Lehrreiches und Interessantes, daß man es nicht so leicht erschöpft. Auch ist über diesen Gegenstand bereits seit Jahrhunderten Vieles geschrieben worden, und selbstständige Werke, die denselben behandeln, würden eine kleine Bibliothek vorstellen. Uns ist es nicht darum zu thun, in diesen Blättern uns mit der Gelehrsamkeit genannter Bücher zu beschäftigen, alte Autoren mit griechischen und lateinischen Stellen anzuführen; wir wollen vielmehr die Glocken vom culturhistorischen Standpunkte einer kleinen Untersuchung unterziehen und den Quellenstudien nur das entlehnen, was zur Geschichte des Ursprungs und des Gebrauchs der Glocken dienlich erscheint.

Fast alle epochemachenden Erfindungen haben ihre Vorläufer, welche sie vorbereiten und anbahnen. Was seit Jahrhunderten in irgend einer unbehilflichen und ungenügenden

Form im Gebrauche war, wird durch einen genialen Gedanken umgeformt und tritt in neuer Gestalt wie eine neue Erscheinung hervor. Man wundert sich dann, daß man nicht schon lange auf diese Erfindung kam, die doch nach dem Bestehenden so nahe lag.

So war es mit der Buchdruckerkunst, so auch mit den Glocken. Kleine Glocken oder Schellen gab es in grauem Alterthum bereits; der jüdische Hohepriester Aaron trug sie an seinem Kleide; Glocken kennt auch der Sanskrit, doch ist ihre Form nicht bekannt; auch die Assyrer hatten bronzene Glöcklein, vielleicht nur als klingenden Schmuck für die Pferde. Die klassischen alten Völker, die Griechen und Römer, wie auch die Etrusker, gebrauchten bronzene Schellen.

Wenn man in der Glocke das Mittel sucht, durch den Ton derselben einem Entfernten irgend ein Zeichen zu geben oder zur Hebung einer musikalischen Production beizutragen, so finden wir in der Geschichte der alten Welt gleichfalls Instrumente, die diesem Zwecke dienten, wenn sie auch nicht die Form unserer Glocken besaßen. Die alten Egypter hatten das Sistrum, aus dem sich später das Triangel entwickelte, die Römer schlugen mit einem ehernen Hammer an eine Bronzescheibe, wenn sie als Gäste Einlaß in ein Haus begehrten. Solche Scheiben, welche die Stelle unserer Hausglocken vertraten, fand man in Pompeji und man kann sie im Museum zu Neapel sehen. Auch die Eröffnung der Bäder scheint auf gleiche Art angezeigt worden zu sein. Diese antike Form hat sich in der griechischen Kirche bis auf den heutigen

Tag erhalten, indem man die Gläubigen durch das Schlagen auf metallene Scheiben oder auf frei hängende Bretter zum Gottesdienste ruft. Als Curiosum sei erwähnt, daß der Jesuit Kircher die Erfindung der Glocken den Chinesen zuschreibt, die sie schon 2600 Jahre v. Chr. gehabt haben sollen. Auf diese chinesischen Angaben ist aber wenig zu bauen.

Wann man nun dem Metalle die heutzutage gebräuchliche tonnenförmige Form unserer Glocken gegeben, und wer der Erfinder dieser neuen Form gewesen, darüber giebt uns die Geschichte keine näheren Angaben. Mit einer gewissen Sicherheit ist anzunehmen, daß sie im südlichen Italien und zwar um das Jahr 500 zuerst aufkamen. Man wollte die Erfindung dem Bischof Paulinus von Nola vindiciren, der um 400 lebte, aber die Beweise fehlen. Der Reichenauer Abt Walafried Strabo (um 920) berichtet, daß Italien das Vaterland der Glocken sei, daß sie zuerst in der Stadt Nola in Campanien angefertigt wurden, weshalb die große Glocke Campana, die kleine Nola genannt werde; über den angeblichen Erfinder derselben, den Bischof Paulinus, berichtet er indessen nichts.

Der Gebrauch der Glocken verbreitete sich sehr schnell; die Kirche hat sie sogleich überall in ihren Dienst genommen. Die größeren Glocken, deren Ton in weitere Fernen drang, sollten die Christen zum Gottesdienst, die kleineren, in den Klöstern und kirchlichen Gebäuden, die Einwohner derselben zum Gebete rufen. In der Mitte des 6. Jahrhunderts sind sie bereits in Rom, bald darauf (615) in Frankreich, hundert

Jahre später (seit 680) in Schottland und England, woher sie erst nach Deutschland verpflanzt wurden. Man findet ihre erste Spur in der Zeit des h. Bonifaz, 722. Bereits im Jahre 604 verordnete Papst Sabinian, daß die verschiedenen Tages-Betstunden durch ein besonderes Geläute bezeichnet werden; vom griechischen Kaiser Basilius (867—886) wissen wir, daß er die zwölf großen Glocken der Sophienkirche in Constantinopel läuten ließ. Die Glocke im Museum Wallraf zu Köln (der Saufang genannt) soll dem 7. Jahrhundert angehören und vom h. Cunibert, Erzbischof von Köln (623—663) geweiht sein. Sie wurde im Verheerungszug der Normannen in einer Lache begraben und später von einer Sau herausgewühlt. Sie ist aus stark gehämmertem Eisenblech. Das deutsche Wort glocca kommt erst im 9. Jahrhundert vor; Grimm leitet es vom althochdeutschen clochen d. h. schlagen, klopfen, ab. In der angelsächsischen Sprache hieß die Glocke clugga, in der böhmischen Zwon, was so viel als „die Tönende" bedeutet und wahrscheinlich vom italienischen „suonare", läuten abstammt.

### Glockenguß.

Um aus dem flüssigen Glockenmetall eine Glocke gießen zu können, muß früher zur Aufnahme dieses Metalls oder der Glockenspeise eine Form hergestellt sein, wie für den Guß eines erzenen Standbildes. Schiller hat in seinem bekannten Lied von der Glocke recht anschaulich den Guß derselben beschrieben:

„Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt."

In dieser Form ist die Größe, Gestalt, der Umfang, die Proportion desselben oben und unten genau enthalten. Die Erfahrung hat dieses Glockenmaß (in der technischen Ausdrucksweise Jakobsstab genannt) bestimmt. Nach demselben kann man gewünschte Töne, die die Glocke haben soll, bestimmen, oder finden. Nach der Größe der Glocke richtet sich der Ton, der desto höher, je kleiner die Glocke ist. Auch die Inschriften, Verzierungen, bildlichen Darstellungen, welche die Glocke äußerlich an sich tragen soll, müssen in der Form bereits vorhanden sein.

Ist die Form (der Mantel) der Glocke fertig und in der Erde wohl geborgen, dann wird die Glockenspeise in Guß gebracht. Diese Glockenspeise, das Metall, besteht hauptsächlich aus Kupfer und Zinn. Eine Mischung genannter zweier Metalle war bereits dem hohen Alterthum bekannt; wir finden sie bei den Phöniziern, Egyptern, Assyriern, vorzüglich dann später bei den Griechen und Römern. Die Composition wurde bei den Letzteren aes, Erz, genannt, unsere heutige Bronze. Seit dem siebenten Jahrhundert wurde das Erz zu Glocken verwendet. Doch war das Mischungsverhältniß nicht immer gleich, auch wurden neben den genannten Metallen noch andere beigemischt. Die Wahl derselben, das Verhältniß ihrer Mischung blieb Geheimniß der einzelnen Glockengießer.

Ist die Glockenspeise im Schmelzofen gehörig flüssig und durchgerührt worden,

„Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise“

dann wird sie in die Form gegossen.

Es ist dies für den Meister und seine Gesellen ein feierlicher, ernster Augenblick; darum

„Bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch.“

ermahnt der Meister seine Umgebung.

Hat sich das Metall in der Form vertheilt und ist der Guß vorüber, dann überläßt der Meister die mühevolle Arbeit („Meister muß sich immer plagen“) der Abkühlung; in 24—48 Stunden, nach der Größe der Glocke, ist die Masse erkaltet. Mit gespannter Neugier geht man an die Arbeit, die Glocke aus der Form zu befreien.

„Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?“

Zur letzten Anstrengung ermuntert der Meister:

„Schwingt den Hammer schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.“

Im Mittelalter finden wir die ersten Glockengießereien in den Klöstern und werden diese von den Mönchen betrieben; besonders die Benedictiner zeichneten sich, wie auch sonst in Wissenschaft und Kunst, im Gießen vorzüglicher Glocken aus. In Tegernsee wird bereits im 10. Jahrhundert ein Glockengießer, der Mönch Adalric, genannt. Aber noch früher hat Tanco, Mönch in St. Gallen (um 780) Glocken für Aachen

gegossen. Im 12. Jahrhundert waren Mönche in Salzburg und in französischen Klöstern vielfach mit Glockenguß beschäftigt.

Die Glocken dieser Periode tragen keine bildliche Verzierung und keine Inschriften, ihre Form ist länglicher und oben runder als bei späteren Glocken. Die älteste Glocke, welche den Namen ihres Verfertigers trägt, ist die zu Hönnepel; auf derselben liest man: Johannes de Trajecto me fecit — Johann von Utrecht machte mich. Sie gehört dem 12. Jahrhundert an. Zwei Jahrhunderte später kommen auch schon Abbildungen auf Glocken vor, wie des Kirchenpatrons oder der h. Jungfrau. Die Inschriften sind stets in lateinischer Sprache; deutsche kommen erst im 15. Jahrhundert vor. Die älteste datirte Glocke ist in Helfter bei Eisleben, vom Jahre 1234, dann in Würzburg 1249, in Minden 1252, in Freiburg im Breisgau 1258, eine aus Hildesheim, später in Burgdorf, jetzt im Museum zu Braunschweig 1270.

Der Guß der Glocken kam bereits im 13. Jahrhundert in das Gebiet des Gewerbes. Als sich nämlich verschiedene Gewerbe zu Innungen vereinten und der Handel beim Aufschwung der Reichsstädte stieg, wurde das Glockengießen auch ein Gewerbe und dieses erbte sich in gewissen Familien fort, da sich zum Mischen der Glockenspeise und zur Fertigkeit im Gießen gewisse Geheimnisse zugesellten, die man nicht gern offenbarte, sondern in seiner Familie geheim hielt. Es sind uns mehrere solcher Familien bekannt; so die Weghel und Dinsterwald am Rhein (ein Johann Weghel goß 1449 die

zweite Glocke des Kölner Domes), de Wou von Campen im Münsterlande, eine niederländische Familie, deren Mitglied Gerhard 1497 die große Glocke von Erfurt goß; ferner Westerhues, von Straelen und andere. Auch Böhmen besaß viele Glockengießer; wir nennen nur Val. Lissak in Prag († 1479), Bartholomäus von Prag, 1494, Andreas 1542 (er goß die Veitsglocke des Prager Domes), Elias Stodola in Königgrätz um 1534, Jarosch aus Prag, 1584 (von ihm die Sigmundglocke im Prager Dom). Gerade die Glockengießer dieser Zeit haben die vorzüglichsten Glocken geliefert, und das Geheimniß derselben scheint im Laufe des 17. Jahrhunderts, wo wenig Glocken gegossen wurden, verloren gegangen zu sein. So weit unsere Zeit in allen Zweigen der Industrie vorgeschritten ist, die modernen Glockengießer haben ihre alten Vorgänger noch nicht erreicht, geschweige übertroffen. Der Guß der Kölner Kaiserglocke ist Beweis dafür.

Ursprünglich waren die Glocken nicht von großem Umfang, erst im 15. Jahrhundert begann man riesengroße Glocken von mehreren hundert Centnern Schwere zu gießen. Die große Glocke in Erfurt, Maria gloriosa genannt, ist vom Jahre 1497 und wiegt 275 Centner. Die Kaiserglocke in Köln, die nach vielen vergeblichen Versuchen 1877 vollendet wurde, wiegt 25,000 Kilogramm, die in der Kathedrale zu Lissabon 418 Centner, die Olmützer 358, die von St. Stephan in Wien 324 Centner. Die größte und schwerste Glocke der Welt dürfte der Tsar Kolokol (Kaiser der Glocken) bei St. Ivan in Moskau sein, die 1734 angeblich aus einer

noch größeren älteren Glocke umgegossen wurde und 3962 Centner wiegt.

## Glockenweihe.

Die katholische Kirche ist gewöhnt, alle Gegenstände, die beim Gottesdienst verwendet werden, zu weihen, d. h. sie dem Profangebrauch zu entziehen und einem höheren Zwecke zu unterordnen. Man hat oft diese Weihe auch Glockentaufe genannt, und der Gebrauch dieses Ausdruckes hat einen lang währenden bitteren Streit hervorgerufen. Man warf der Kirche vor, daß sie leblose Dinge taufe und darum ein Sacrament entwürdige. Auf den ersten Blick scheint freilich eine Taufe vor sich zu gehen, denn die Glocke wird mit Wasser begossen, mit dem h. Oele gesalbt und erhält einen Namen. Da auch Pathen zur Glockenweihe genommen werden, so mußte der Laie an eine wirkliche Taufe denken. Wenn man aber bedenkt, daß (nach katholischer wie evangelischer Lehre) zur Spendung der Taufe neben dem Wasser auch der Wille des Taufenden, so wie die klar gesprochenen Worte: „Ich taufe Dich" gehören, so wird man die Glockenweihe nur eine Glockentaufe in dem Sinne benennen können, wie man etwa von einer Schiffstaufe spricht. Das Wort „taufen" hat nämlich im Volksmund sehr oft nur die Bedeutung einer Namengebung gewonnen. Bei der Weihe der Glocken kommt neben dem Waschen mit Wasser, dem Salben mit Oel (was auch bei der Altarweihe geschieht) und dem Namengeben, was die Weihe fälschlich zur Taufe gestempelt hat, in keinem der vielen Gebete der Ausdruck vor: Ich taufe Dich . . ., auch

wird in derselben nirgends eine Persönlichkeit der Glocken vorausgesetzt.

Die Glockenweihe erwähnt bereits Alcuin um das Jahr 770. In England bestand bei der Glockenweihe ein wunderbarer Gebrauch; man stürzte die Glocke, füllte sie mit Punsch, und die Pfarrangehörigen tranken sie leer.

Das Namengeben entstand bereits im neunten Jahrhundert als mehrere Glocken zu einem Geläute vereint wurden, um die einzelnen bezeichnen zu können, hat also dieselbe Bedeutung, wie bei der Schiffsweihe. Indessen kommen auch profane Namen vor, so in der Abtei St. Tron, wo zum Andenken an die Verwüstung der Abtei eine Glocke Augustia (Angst) genannt wurde.

Mit dem Gebrauch der Kirchenglocken entstand die Nothwendigkeit eines besonderen Ortes, in dem sie aufgehangen und geläutet werden konnten. Da die Glocke, gleichsam als der Herold der Kirche, die Gläubigen von Nah und Fern zum Gotteshause rufen soll, so mußte sie auf einem erhabenen Orte sich befinden, damit das Wort ihrer ehernen Zunge sich nicht in den Windungen der Straßen verliere, sondern weithin vernehmbar sei. So entstanden die Kirchthürme, und die kirchliche Architectur gewann damit einen reichhaltigen und lohnenden Stoff zur Entwickelung der herrlichsten Kunstformen, wie ja auch das letzte Dörflein durch seinen Kirchthurm für das Auge etwas Anziehendes erhält. Für größere Städte sind viele Thürme eine große Zierde, ja ihre Formen und Constellation lassen eine Stadt schon in der Ferne erkennen,

während das Häusermeer langweilig erscheint. Prag und Köln haben sich das Prädicat einer „hundertthürmigen" Stadt erworben. Jedenfalls sind Thürme eine größere Zierde von Städten, als die obeliskenartigen Schlote von Fabriken, so sehr auch das Herz des Industriellen beim Anblick der Letzteren jubeln mag.

### Kirchlicher Gebrauch der Glocken.

Die Kirche nahm frühzeitig den Gebrauch der Glocken für sich in Anspruch. Der erste hauptsächlichste Zweck, den das Tönen derselben zu erfüllen hatte, bestand in der Zusammenrufung der gläubigen Gemeinde zum Gottesdienste, vorzüglich am Sonntage. Für den Hauptgottesdienst oder bei besonderen Feierlichkeiten ertönten alle Glocken der Kirche, und das harmonisch gestimmte Geläute hat in der That etwas Erhabenes, zum Herzen Redendes. Besonders wenn man auf dem Lande an einem schönen sommerlichen Sonntagmorgen plötzlich vom Thurme eines zwischen Gärten versteckten Dörfleins die Glocken hört und aus den verschiedenen Dörfern, die zur Kirche gehören, auf schmalen Wegen durch die üppigen Saaten in schönen, farbigen Gewändern die Kirchgänger heranziehen sieht, empfindet man desto lebendiger die Feier und Sabbathruhe des Sonntags.

„Durch die Felder still beglücket
Wallen Menschen allerwegen,
Frohen Kindern gleich geschmücket,
Gehn dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durch's Land gezogen."

(Lieder eines Malers.)

Was den Glockenklang unseren Ohren so angenehm macht, das ist die Form des Läutens, die durch Schwingung der Glocke bewerkstelligt wird. In Italien, vorzüglich in Rom, wo die Glocken nicht geläutet, sondern geschlagen (pulsantur) werden, macht das oft durch Minuten unterbrochene Aufschlagen einen peinlichen Eindruck und erinnert an das noch in vielen Städten Oesterreichs übliche Feuersignal.

Neben dem genannten Gebrauch der Glocken wollen wir kurz noch andere Zeiten anführen, in denen die Kirche zu ihren Kindern durch den Ton ihrer Glocken spricht.

Dreimal des Tages, am Morgen, Mittag und Abend, ertönt die Betglocke in katholischen Ländern. Besondere Nothstände der christlichen Welt scheinen diesen Gebrauch veranlaßt zu haben, so führt man die drohende Türkengefahr des fünfzehnten Jahrhunderts als Ursache an; vielleicht bezieht es sich auf das Wort des 54. Psalmes: „Des Abends, Morgens und Mittags seufz' ich zu Gott empor und er erhört mein Geschrei.“ Es heißt auch Ave-Maria-Läuten und soll an das Geheimniß der Menschwerdung Christi erinnern. Nebenbei sei erwähnt, daß auch während der Messe, im Augenblick der Wandlung, mit einer kleinen Glocke ein Zeichen für die in der Kirche nicht Anwesenden gegeben wird, wenigstens im Geiste dem Gottesdienste beizuwohnen.

Bis in die ältesten Zeiten des Glockengebrauchs läßt sich die Todten- oder Sterbeglocke verfolgen; der Sterbende will sich durch das Läuten dieser besonderen Glocke des Gebetes der Gläubigen um einen glücklichen Tod versichern. Der

traurige Ton der Glocke verkündet also, daß ein christlicher Bruder in den letzten Zügen liege (daher Zügenglocke), oder daß er bereits dem ewigen Schlafe verfallen sei. Ein feierliches Glockengeläute wird dann zur größeren Verherrlichung eines Begräbnisses angewandt, wie man es auf dem Lande und in den kleineren Städten noch oft antrifft.

Einen echt humanen Zweck hat die Glocke der Mönche auf dem St. Bernhardsberg, welche bei starkem Schneefall erschallt, damit durch ihren Ton etwa verirrte Reisende den Weg zum gastlichen Hospiz finden.

Wir dürfen auch das Freudengeläute nicht mit Stillschweigen übergehen; ein ehrendes Festgeläute ertönt bei Einzügen von Fürsten in die Städte ihres Reiches, von Prälaten in ihren Kirchensprengel. Auch dieser Gebrauch der Glocken ist sehr alt.

Und noch einer Glocke müssen wir gedenken, deren Schall nur selten vernommen wird, und wenn sie ertönt, dann gilt sie einem armen Sünder auf dessen schwerem und letztem Gang zum Hochgerichte, es ist die Armsünderglocke, die in Städten, welche das Recht über Leben und Tod zu entscheiden besaßen, meist im Rathhausthurm aufbewahrt wurde. Sie erinnert uns an ein Gedicht von W. Müller, das betitelt ist: Der Glockenguß zu Breslau. Ein berühmter Glockengießer ist eben daran, eine neue Glocke zu gießen:

„Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar.“

Auf einen Augenblick sich entfernend, um mit einem Trunke

zu dem Guß sich zu stärken, läßt er seinen Lehrjungen als Wächter des Feuers zurück und droht ihm mit dem Tode, wenn er es wage, den Hahn des Kessels zu berühren. Aber der Junge kann der Versuchung nicht widerstehen und — die Glockenspeise wälzt sich in die Form; ihm wird angst und bange, „er läuft hinaus zum Meister, die Schuld ihm zu gestehen.“ Doch dieser stößt sein Messer ihm in die Brust und eilt wie wahnsinnig zum Kessel; „der Guß ist fertig, es fehlt kein Tropfen dran.“ Und ohne Makel tritt die Glocke in vollendeter Schöne aus der Umhüllung hervor. Er stellt sich darauf selbst dem Gerichte, wird zum Tode verurtheilt und bittet sich als letzte Gnade aus, daß die Glocke geläutet werde, wenn er zum Tode geht.

„Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein.“

und neigt geduldig den Nacken zum tödlichen Streich.

„Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.“

## Profangebrauch der Glocken.

Bisher haben wir die Glocke im Dienste der Kirche gesehen, mag es sich um Gottesdienst oder um moralische Thätigkeit derselben handeln, denn auch das Festgeläute beim Einzug eines Fürsten kann als ein Homagium, das dem Schirmer der Kirche dargebracht wird, gedeutet werden, wie ja auch die Kirche Grund genug hat, den Sieg des Volkes mitzufeiern

und ihren Glockenklang in das Hurrah des siegreich heimziehenden Heeres zu mischen.

Die Glocken der Kirchthürme erfüllen aber außer dem idealen auch oft einen materiellen, profanen Zweck. So, wenn sie mit der Thurmuhr in Verbindung gesetzt, die Stunden des Tages ansagen. Man fragt darum oft, wenn man wissen will, wie spät es sei: „Was hat die Glocke geschlagen?" Merkwürdigerweise heißt im Englischen die Schlaguhr — clock! Ein anderer, heutzutage in Folge Aufklärung überwundener Gebrauch der Glocken fand bei heranziehendem Wetter statt. Ursprünglich sollte wohl der Klang der Glocke die Gläubigen zum Gebet um Abwendung vor Wetterschaden ermahnen, aber der erste, gute Zweck kam in Vergessenheit, und man glaubte mit dem Schall der Glocke die Wetterwolken verscheuchen zu können. Darum findet sich oft auf alten Glocken die Inschrift, die auch Schiller als Motto seinem Gedichte vorsetzte: Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango. (Die Lebenden rufe ich, die Todten beklage ich, die Blitze breche ich.) Auch das schwäbische Sprichwort: Katharina und Susein (zwei Glocken) treiben die Wetter über den Rhein, was gar nicht von christlicher Gesinnung zeugt, das Wetter vom eigenen Dach und Feld zu dem seines Nachbars fortzutreiben.

Glocken scheinen auch die erste Idee zur Errichtung von Leuchtthürmen gegeben zu haben. Auf dem Glockenfelsen (Bell-rock) an der Ostküste von Schottland erbauten Mönche einen Glockenthurm und läuteteten die Glocke, um Schiffer

vor den bei der Fluth bedeckten Felsenriffen zu warnen. Neben dem Licht findet man noch heutzutage auf verschiedenen Leuchtthürmen den Gebrauch von weittönenden Glocken zu gleichem Zwecke.

Einen ergreifenden Ton, der schwache Nerven zur Verzweiflung bringt, sendet die Glocke vom Thurme herab, wenn sie ein Schadenfeuer anzeigt. Wer ist in einer kleineren Stadt Zeuge solcher Feuergefahr gewesen? Die Menschen verlieren die Besinnung, die Rettungsanstalten versagen den Dienst, die hölzernen Dächer, die vollen Scheuern geben dem entfesselten Elemente die reichste Nahrung, wenn es

„Wachsend ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Straßen
Wälzt den ungeheuren Brand.

Und die Feuerglocke ertönt feierlich dazwischen, bis die Flammen auch den Thurm ergreifen und die Glocke herabfällt und verstummt. Oft erzählen Sagen von Glocken, daß sie in solchen Fällen, bevor sie auf immer verstummten, einen wunderbar rührenden, klagenden Ton von sich gegeben haben.

Aber auch einem anderen entfesselten Elemente muß die Glocke, wenn auch widerwillig und ohne Segen accompagniren, dem Aufruhr, der Empörung.

„Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt."

So riefen bereits 1004 die Glocken von Wischehrad die

Bürger zusammen, um die Stadt Prag zu überfallen. Karl V. verlangte zu Gent nach Dämpfung eines Aufruhrs die Zerstörung der Glocke, die zum Sturm die Aufrührer ermunterte. Auch zum Beginn der furchtbaren Pariser Bluthochzeit am 24. August 1572 gab der Ton einer Glocke das Zeichen, einer Glocke, die zuerst am frühen Morgen zum Gottesdienst rief und nun eine mörderische Grausamkeit inauguriren mußte.

Die Glocken und ihr Gebrauch wurden nach und nach, wie bereits erwähnt, in das bürgerliche Leben einbezogen, schon das frühe Mittelalter kennt Rathhausglocken, die auf den großen, oft mit großer Kunst aufgebauten Uhrthürmen der Stadthäuser aufgehangen wurden und entweder die Rathsglieder zur Sitzung zusammenriefen oder ein Bürgerfest verherrlichten.

Eine Weinglocke deutete (in Frankreich bereits 1291) den Wirthen die Polizeistunde an, in England bedeutete das allabendliche Läuten der Feuerglocke (Curfew genannt), daß man Licht und Feuer auslöschen solle, um aller nächtlichen Feuergefahr zuvorzukommen. Nach dem Hanseatischen Recht läutete man über Bankerottirern die Schandglocke. In Städten, darinnen große Märkte oder Messen abgehalten werden, wie Leipzig, Frankfurt a. O., wurde der Beginn der Meßzeit durch Glockenklang (Meßglocke) bezeichnet, was wohl auf die Entstehung dieser Märkte, wie auch der Name bezeugt, zu beziehen ist. In England ging früher ein Mädchen durch die Straßen der Stadt und läutete eine Glocke, damit anzuzeigen, daß sie Briefe für die Post übernehme. Diesen Gebrauch

hat J. Morland in einem Gemälde verewigt, das P. Daws gestochen hat.

Auch für die Tonkunst wurde Glockenklang verwendet. Wir sagten bereits, daß der Glockengießer es in seiner Macht hat, eine Glocke auf einen bestimmten Ton zu gießen. Hat man mehrere Glocken nach der musikalischen Scala nebeneinander gestellt, so kann man durch ein regelrechtes Anschlagen derselben mit einem Hämmerchen eine Melodie hervorbringen. In Klöstern wurden solche Versuche zuerst angestellt, auch sonst durch herumziehende, in der Kunst geübte Gesellschaften auf den Thürmen, die harmonisch gestimmte Glocken besaßen, ausgeführt. Die Erfindung einer mechanischen Vorrichtung, welche die Anwendung menschlicher Hände ersetzt, gehört den Niederlanden an, wo 1487 das erste Glockenspiel in Alost errichtet wurde. Die mechanische Vorrichtung war entweder einer Claviatur ähnlich, die von einem geübten Glockenspieler wie Clavier gespielt wurde, oder sie wurde durch eine Electrisirmaschine oder ein Uhrwerk getrieben. In Holland findet man die meisten Glockenspiele; sie gehen voran oder folgen dem Stundenschlag. So sehr diese Glockenspiele für den Fremden im ersten Augenblick anziehend sind, so langweilig, nervenaufregend wirken sie, wenn man sie jede Stunde anhören muß. Ein berühmter Verfertiger von Glockenspielen war im 17. Jahrhundert Franz Hemony aus Lothringen; von ihm besitzt Zütphen seit 1645 ein Spiel von 26 Glocken, deren größte 40 Centner wiegt. Auch in Deventer befindet sich ein Glockenspiel von ihm, sowie im Rathhaus in Herzogenbusch,

in der Jacobskirche in Utrecht, der Börsenhalle zu Amsterdam. Belgien besitzt Glockenspiele in Brüssel, Löwen und Brügge. Außerhalb Hollands findet man dieselben in Darmstadt (seit 1671), in Hamburg, Lübeck, in der Lorettokirche zu Prag, in Danzig, auf dem Thurm der Parochialkirche in Berlin, in der Garnisonkirche zu Potsdam. Das Berliner Glockenspiel wurde in Amsterdam vom Glockengießer de Graave im Jahre 1714 vollendet, es besteht aus 35 Glocken; das Potsdamer wurde zu Berlin im königlichen Gießhause gegossen und ist eines der schönsten. Verwandt mit den Glockenspielen, wenn auch nicht in der Form, doch in der Wirkung sind die Glasglocken der Harmonika und gewissermaßen auch die Schellen, die man in gewissen Gegenden, besonders in Thüringen den weidenden Thieren umhängt (Heerdengeläute), und die etwa, nur auf gröbere Weise, eine naturwüchsige Melodie hervorbringen, wie der Windhauch, der über die Saiten einer Aeolsharfe streift. Hierher gehört wohl auch das Schellenbehänge der Pferde bei der Schlittenfahrt, was indessen auch den praktischen Zweck zugleich hat, Fußgänger zu warnen, da der Schnee alles Geräusch erstickt. Schließlich dürfte auf dem musikalischen Gebiete der Glocken auch das Glockenspiel erwähnt werden müssen, welches früher die Pauken bei der türkischen (Militair-) Musik zu begleiten pflegte.

Unmerkbar sind uns die Glocken zu kleinen Dingen zusammengeschmolzen, und in dieser niedlichen Gestalt, die eine Hand leicht halten, dirigiren, in klingende Bewegung versetzen kann, haben sie sich überall nützlich, ja unentbehrlich gemacht

und man begegnet ihnen mit dem Ohre auf Schritt und Tritt, in den Häusern wie auf den Straßen, ja in einer großen Stadt wird man jeden Augenblick an ihre Nähe und ihre oft zudringliche laute Geschwätzigkeit gemahnt.

Man sitzt in einer Stube, da ertönt das Glöcklein im Corridor; endlich! rufen wir aus, wenn wir einen angenehmen Besuch erwarten, oder man ist ärgerlich über die Störung durch einen nicht erwarteten. Das Glöcklein in der Wohnung ist nur eine sich in die inneren Gemächer zurückgezogene Hausglocke, die gezogen wird, um Einlaß in ein Haus überhaupt zu erlangen, und da ein Haus oft viele Familien oder Hauswirthschaften beherbergt, so will jede derselben gegen eindringlichen Besuch geschützt sein. Daß bereits die alten Römer mit einem ähnlichen Zeichen Einlaß in's Haus verlangten, haben wir erwähnt. Neben der Wohnungsglocke trifft man im Innern der Gemächer noch manche Glocke und manchen Glockenzug an, deren Zweck darin besteht, über die Bedienung jeden Augenblick verfügen zu können.

Neben dem Privathause giebt es noch zweierlei öffentliche Gebäude, die, so sehr sie in ihrer Einrichtung und ihrem Zweck ungleich sind, ebenfals in der Nachbarschaft des Thores oder Eingangs Glocken besitzen; es ist das Kloster, in welches nur einer Klasse von Menschen der Eintritt gewährt wird, und das Einkehrhaus, in welchem, wie in einem Taubenschlag, die Fremden ein- und ausfliegen. Kommt der Reisende angefahren, dann zieht der Portier die Hotelglocke, und sogleich erscheint der Hotelier und einige dienstbare Geister, um sich

des Gastes zu bemächtigen; und ist er im Begriffe abzureisen, so wird ihm dieselbe Ovation dargebracht, nicht ohne einen sehnsüchtigen Blick der Dienerschaft nach dem Portemonnaie des Scheidenden.

Einem besonderen Zwecke dient die Glocke an Findelhäusern. Unter dem Schutze der Dunkelheit nähert sich ein Weib mit dem Kinde einer besonderen am Hause angebrachten Oeffnung, um entweder durch Noth oder durch falsche Scham gezwungen, ihr Kind der Pflege des Hauses anzuvertrauen; und ist das kleine Wesen an den bestimmten Platz gelegt, so wird die Glocke gezogen, für die Wärterin zum Zeichen, daß ein Kind die Barmherzigkeit des Asyls anrufe, nachdem es keine bei der eigenen Mutter gefunden hat.

Bekanntlich hat sich auch der Telegraph im ersten Augenblick mit der Glocke vermählt, und so ist ein Telegramm nichts anderes, als ein systematisch geregeltes, durch das Fluidum der Electricität in Bewegung gesetztes Glockengeläute. Die Glocken ersetzen hier die menschliche Sprache und vertreten sie auf unermeßliche Entfernungen. Auch die Glocke am Prasidententisch ist etwas Aehnliches; durchdringender als die stärkste menschliche Stimme ruft sie der summenden, lärmenden, tobenden Versammlung ein: Stille! zu. Es ist kein leichtes Spiel, sondern eine wahre Kunst, das Präsidentenglöcklein im rechten Moment und mit Erfolg zu handhaben!

Verlassen wir nun die geschlossenen Räume und treten auf die Straße einer großen Stadt, winden uns durch das Gewühl der Menschenmenge, jeden Augenblick schlägt der Klang

einer Glocke an unser Ohr. Mit dieser geräuschvollen Sprache sichert sich die Pferdebahn ein freies Geleise, und Bewohner der von derselben durchzogenen Straßen wissen ein Wörtchen von diesen ununterbrochenen Warnungen zu erzählen. — Oder es kommt die Feuerwehr wie rasend daher, Wagen auf Wagen, von allen Seiten, wer würde in diesem Pferde- und Wagengerassel eine menschliche Stimme hören? Die hell schallende Glocke macht sich die Bahn frei. — Da steht vor dem Hause ein Wagen, der Milch bringt, und ein anderer, der die Abfälle der Häuser sammelt, und die Glocke fordert die Bewohner auf, sich alles dessen, was der Müllgrube angehört, zu entledigen. — Wir gehen an einem Neubau vorüber, es ist Mittagsstunde, und die Glocke bringt mit ihrem Klang den Arbeitern einige Augenblicke der Erholung. Und wenn wir müde sind vom Geräusch der Stadt und uns in die ländliche Einsamkeit flüchten wollen, dann giebt uns wieder die Glocke das Geleite; wir hören sie am Perron des Bahnhofes wie am Bord des Dampfschiffes vor der Abfahrt, wir hören sie auf jeder, auch der kleinsten Station, die wir passiren.

So hat sich die Glocke in allen Sphären des menschlichen Daseins eingebürgert, und man ist sich ihrer großen Vielseitigkeit nur darum weniger bewußt, weil man sie oft hört, wie man nach der Meinung gewisser Philosophen die Harmonie der Sphären deshalb nicht hört, weil man sie eben immer hört.

### Der Sagenkreis der Glocke.

Gar ehrwürdig ist das Alter des Glockengebrauchs, und so wird es uns kein Wunder nehmen, daß die Sage sich an

die Glocke wie eine aerugo nobilis an Statuen und Münzen angesetzt hat. Zwei Hauptgedanken kehren überall wieder: erstens der Volksglaube, daß die Glocke ein belebtes Wesen sei und zweitens daß Alles, was dem Reiche Gottes entgegensteht, vor der geweihten Glocke fliehe und sie fürchte.

Als belebtes persönliches Wesen (nach dem Volksglauben) läutet sie von selbst, ohne daß eine menschliche Hand sie berührt. Eines besonderen Rufes in dieser Hinsicht erfreute sich die Glocke in Villila in Aragonien, die von selbst zu läuten anfing, wenn ein großes Unglück über Spanien kommen sollte. Man erzählt von ihr, daß bei ihrem Gusse der ewige Jude einen der Silberlinge des Judas in den Glockenbrei hineingeworfen habe, und daß bei ihrer Weihe ein Engel Pathe gewesen sei.

Als die Gebeine des h. Isidor in Madrid aufgehoben wurden, läuteten alle Glocken der Stadt von selbst. Oft hören, wie man in den Bollandisten liest, die Heiligen Glockentöne, obwohl keine Glocke in der Nähe vorhanden ist. In Avignon, als noch die Päpste dort residirten, hörte man eine Glocke von selbst anschlagen, wenn ein Papst sterben sollte. Auch die Todtenglocke zu Kalbe an der Milde sagte an, wenn ein Glied der Familie von Alvensleben mit dem Tode abgehen sollte. Als Heinrich IV. arm und elend und vom Papst in den Bann gethan zu Lüttich an der Maas verstorben war, da begann die Kaiserglocke im Dome zu Speier, den er gebaut, von selbst zu läuten und alle anderen Glocken stimmten volltönig in das Geläute ein.

Hierher gehört auch das Läuten von gestohlenen und im

Wasser begrabenen Glocken, wie man sich's von der Glocke von Haddebye, Schleimünde, Gramm, Hornberg erzählt: die gestohlenen Glocken sollten zu Schiffe befördert werden, versanken aber, und man glaubt aus der Tiefe zuweilen ihren Klang zu vernehmen. Nicht weit von Lüdinghausen liegt mitten im Walde ein Teich, an dessen Stelle früher eine Kapelle stand, und die versunken ist. Auch hier glaubt man zuweilen aus der Tiefe des Teiches den Klang des Kapellenglöckchens zu hören.

Dagegen geben Glocken, wenn auch von Menschenhänden gezogen, hartnäckig keinen oder nur einen dumpfen Ton; so z. B. in der Zeit des Interdicts oder um einen bei ihrem Guß verübten Betrug aufzudecken. So geschah es, als der Mönch Danko aus dem Stift St. Gallen eine Glocke für den Dom von Aachen im Auftrag des Kaisers gegossen und das gelieferte Silber für sich behalten hatte.

Auch von Glocken, die den Thurm verlassen und fortziehen, weiß die Sage zu erzählen; nach dieser sollen die Glocken in den letzten Tagen der Charwoche (wo sie in der katholischen Kirche nicht geläutet werden) nach Rom pilgern, um den h. Vater zu sehen. Eine Glocke steigt vom Thurme herab und eilt hinter dem kirchenscheuen Knaben hier, um ihn zur Kirche zu jagen, was Göthe im sinnigen Gedichte: „Die wandelnde Glocke" so anschaulich beschreibt.

Neben dieser Wanderlust haben die Glocken eine stark ausgesprochene Heimathsliebe. Sie trennen sich nicht gern von der Gemeinde, für welche sie gegossen und geweiht sind. Schafft

man sie mit List oder Gewalt fort, so springen sie oder klingen jammervoll, so volltönend sie auch früher gewesen sind. Die Sage erzählt von vielen Glocken, die vom fremden Orte zu ihrem ersten Bestimmungsorte selbst zurückkehrten, so eine Glocke in Leicester in Irland. Eine Glocke des Kirchleins Bernhardsweiler wurde, da sie viel Silber enthielt, in der Kriegszeit vergraben. Nach etwa 100 Jahren fand man sie wieder und hing sie in Dinkelsbühl in den Thurm auf, sie aber gab nur einen schwachen Ton von sich und man glaubte sie zu verstehen und die Worte zu hören:

Anna Susanna (so hieß sie)
In Berndsweiler will ich hangen.

Man führte sie dorthin und sie erhielt sogleich einen schönen vollen Klang.

Die Glocke von Wunnenstein wurde der Gemeinde von der Stadt Heilbronn abgekauft, aber sie gab auf ihrem neuen Aufenthaltsorte keinen Klang und zog die fürchterlichsten Ungewitter heran, so daß die Heilbronner geschwind wieder die Glocke heimfuhren. (S. das Gedicht von G. Schwab: Die Glocke von Wunnenstein.)

Die Furcht der bösen Geister vor der geweihten Glocke mag, wie Menzel richtig bemerkt, auf den heidnischen Donnergott Thor zurückzuführen sein, „dessen Donnerstimme der Glockenstimme des Christengottes weichen mußte“. Vielleicht hängt damit auch der Glaube zusammen, daß der Ton der geweihten Glocke Donner und Blitz vertreibe. Die große Glocke in Erfurt trägt die Inschrift: Ich heiße Susanna und

treibe die Teufel von danna. Aehnliche Inschriften kehren oft wieder. Goethe's Mephisto ärgert sich darum auch über den Glockenklang und macht seinem Unmuth mit den Worten Luft:

„Wer leugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor."

Ueber eine gegossene und noch nicht geweihte Glocke hat der Teufel die ganze Macht und kann von ihr Besitz nehmen; eine solche Glocke giebt dann einen fürchterlichen Klang von sich, der Alle mit Entsetzen erfüllt. Der Glockengießer Wolf gießt in Köln eine Glocke; zweimal mißlingt ihm der Guß; und als die Glockenspeise zum drittenmale in die Form gegossen werden soll, ruft der zornige Meister aus:

Nun weil's denn nicht in Gottes Namen glückt,
Sei's in des Teufels Namen!

Als sie nun fertig und abgekühlt, hell und glänzend auf den Thurm gehoben wird und der Meister ihren Ton prüfen will, da erbebt er.

„Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß."

Da wird der Meister wahnsinnig und die Glocke schleudert ihn vom Thurm herab. (Die Feuerglocke von Köln, Gedicht von J. G. Seidl.)

In Warendorf befand sich auf dem Thurme eine Glocke, die man nicht getauft hatte. Als man sie zu läuten anfing, holte sie der Teufel mit furchtbarem Heulen und warf sie in einen tiefen Kolk. Auch vom Thurme zu Laer holte aus gleicher Ursache der Böse die Glocke während der Kirmeß und schleuderte sie dann in den Mühlenteich. Sobald an beiden

genannten Orten jetzt die Kirchenglocken ertönen, sollen die versunkenen aus der Tiefe mit ihrem Klang einstimmen.

Die Sage weiß noch Manches auf diesem Gebiete zu erzählen. Zwei alte Jungfern, Namens Ing und Dung, hatten in Keitum den Thurm der Kirche auf ihre Kosten bauen und eine Glocke gießen lassen. In den Tönen der Glocke will man die Namen Ing und Dunk deutlich vernehmen. Auch die Krempner Glocke, bei deren Guß der Meister den Lehrjungen erschlug (wie wir auch beim Breslauer Glockenguß gemeldet haben), läßt beim Läuten deutlich die Worte durchklingen: Schad' um den Jungen! Schad' um den Jungen! — Ein Weib will ihrem im Walde arbeitenden Mann das Mittagbrod bringen, da hört sie ein Glöcklein, das zum Gottesdienste ruft; sie geht im Walde dem Schall nach und kommt zur Geisterkirche, die in hehrer Pracht erglänzt und von Geharnischten und vornehmen Frauen in weißen Schleiern angefüllt ist. Das Weib kniet in Andacht nieder, da wendet sich der Priester am Altare um, und als er den Eindringling erblickt, ruft er mit dumpfer Stimme: Wehe, wehe! Im Nu verschwindet Kirche und Gemeine, das Glöcklein versinkt unter Donner und Blitz. Bebend wankt das Weib nach Hause — nach drei Tagen lag sie auf der Bahre. — Zwischen Themar, Marisfeld und Oberstadt liegt ein weites Feld, das Gertles heißt und wo vor Alters ein Dorf gestanden. Man hört zuweilen die Glocke zur Kirche läuten, und die Sage geht, wer den Muth hat, in Gertles zwölf schlagen zu hören, der komme zu großem Glück. Aber man scheut sich vor dem Wagniß;

und ein Bauer, der den Muth hatte, wurde erbärmlich bei den ersten Schlägen vor Schreck und Grauen zu Boden geschmettert. Aber er soll in der Folge der reichste Mann der Gegend geworden sein.

Nicht unerwähnt dürfen wir die Baseler Uhrglocke lassen, die stets eine Stunde früher schlug als anderswo. Die Sage berichtet, daß einmal Verschwörer zur zwölften Stunde den Rath der Stadt überfallen und meuchlings ermorden wollten. Gott aber habe ein Wunder gethan und alle Glocken mit einem Male statt zwölf Uhr ein Uhr schlagen lassen, worüber die Aufwiegler erschraken und von ihrem Vorhaben abließen. Der Rath hat dann verordnet, daß die Uhrglocke eine Stunde vor der Zeit schlagen solle. Dagegen hat die sogenannte Lügenglocke in einem Nonnenkloster zu Gent, die stets entweder zu früh oder zu spät läutet, einen dämonischen Charakter.

Man erzählt auch von Glocken, die von Zauberern mit Hilfe geheimer Naturkräfte gegossen wurden und dann eine magische Kraft besaßen.

## Schlußbemerkungen.

Man begegnet dem Worte Glocke auch zuweilen zur Bezeichnung von Gegenständen, die ihre Form angenommen haben, sonst aber in keinem Zusammenhang mit ihr stehen. Bekannt ist das Wort Glocke für Sturzglas, wie man auch von einer Glocke bei der Luftpumpe und einer Taucherglocke spricht. Im 16. und 17. Jahrhundert trugen die Damen

einen Reifenrock, welcher Glockenrock hieß und als Crinoline nach 200 Jahren wieder zur Geltung kam. Man stellte auch die Handglocken zum Privatgebrauch in Form einer solchen Dame vor, deren Reifenrock die eigentliche Glocke und der Oberkörper die Handhabe derselben bildete. Daß Narren an ihren Kappen kleine Glocken oder Schellen trugen, ist bekannt.

Auch das Schnee- und Maiglöckchen sei genannt; es läuten die bescheidenen Blumen gewissermaßen den Frühling ein.

„Schneeglöckchen thut läuten:
Kling — ling — ling!
Was hat das zu bedeuten?
Ei gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art."

(Lieder eines Malers.)

Von einem Menschen, der unzüchtige Reden führt, sagt man, er läute die Sauglocke; den Ursprung des Sprichwortes kenne ich nicht; vielleicht ist an das Schwein des h. Einsiedlers Antonius zu denken, der vom Satan in Gestalt eines Schweines zur Unsittlichkeit versucht wurde und der darum ein Schwein mit einer Glocke zum Symbol führt. Auf einem Stich nach Fr. Salviati's Zeichnung, der den Triumph des Priapus in leichtfertigster Form zum Gegenstande hat, kommt die Sauglocke in diesem freien Sinne vor.

Schließlich müssen wir bemerken, daß Kunst und Poesie die Glocke gleichfalls in ihre idealen Sphären einbezogen haben. Die darstellende Kunst kann freilich den Ton derselben nicht zum Gegenstande ihrer Thätigkeit wählen; wo die Glocke von

Künstlern dargestellt ist, da muß der Beschauer sich den Ton denken; so wenn in einer sinnigen Composition A. Rethel's in der Thurmkammer des Glöckners, der eben in seinem Lehnstuhl sanft entschlafen ist, der Knochenmann die Todtenglocke läutet. Auf Spangenberg's Gemälde: Der Zug des Todes (jetzt in der National-Gallerie zu Berlin), läutet auch der Tod mit der Glocke seine Opfer zusammen, und man glaubt den dumpfen Ton dieses Glöckleins, dem Niemand widerstehen kann, zu vernehmen. Auch in Holbein's Todtentanz läutet der Tod, indem er als Meßner dem Pfarrherrn zum Kranken vorangeht. Den Ton der Glocke auf dem Bilde: Berliner Feuerwehr von Knut Ekwall, können wir uns ebenfalls sehr gut vorstellen. Granville hat die nach Rom pilgernden Glocken auf eine launige Weise dargestellt (im Journal „Illustration" 1845). Die Glocke ist auch Attribut des h. Forquerus, des Patrons der Glockengießer, da er ein solcher vor seiner Priesterweihe gewesen. Hierher gehört gewissermaßen auch die Glocke im Siegel von Theilheim in Unterfranken, wozu die Auffindung einer alten Glocke durch Schweine die Anregung gab, und der Glockenthaler, eine braunschweigische Münze, die als Emblem eine Glocke führt (1643).

Auch die Tonkunst hat sich unseres Gegenstandes bemächtigt, und es liegt im Charakter ihrer Hilfsmittel, den Klang der Glocken darzustellen, ohne dazu eine wirkliche Glocke zu verwenden. Wir können hier nicht einmal alle einschlägigen Tonstücke anführen, so groß ist ihre Zahl. Eine „Campanella"

haben wir von Taubert, Eckart, Dreischock, Paganini und nach diesem von Liszt, Glockentöne von Spindler, Glockengeläute von Hölzel, Kuhé, Glöcklein im Thal von Weber, la Clochette von Asher und viele mehr.

Daß sich endlich auch die Poesie einen Stoff nicht entgehen ließ, der so viele ideale Momente enthält, haben wir bereits erfahren, indem wir Schiller, Göthe, W. Müller, J. G. Seidl, G. Schwab zu citiren Gelegenheit hatten. Eine fleißige Umschau auf dem deutschen Parnasse würde noch manche Probe bieten. So ist J. G. Seidl's „Das Glöcklein des Glücks", das Engelglöcklein in Gräße's Sagenbuch des Preuß. Staates, und „das Todtenglöcklein von Bartenstein" von G. Görres hier zu nennen.

Zwei Schwestern giebt es, von gleichem Stoffe gebildet und doch so ungleich in ihrer Thätigkeit: „Friede sei ihr erst Geläute!" bezeichnet Schiller als den Zweck der ersten; Mauern brechend, Menschen tödtend ist die andere. Glocke und Kanone, wie ungleich ihre Bestimmung, und doch ist ein versöhnender Punkt zwischen beiden: Der Donner der Kanone erschallt, um den Feind zu vertreiben, damit die Glocke ihren Friedenshymnus ungestört anstimmen könne. Oft mußten Glocken von den Thürmen herabsteigen, um in der Stückgießerei in Kanonen verwandelt zu werden. So geschah es im Jahre 1414, als Friedrich I. von Brandenburg in Kriegs- und Geldnoth die Glocken der Marienkirche zu Berlin in Kanonen verwandelte. Der größte Sturm gegen die Glocken erhob sich in der französischen Revolution. Acht Mann hatten sechs

Wochen lang zu thun, um die 1472 gegossene und 25,000 Pfund schwere Glocke von Notre-Dame zu Paris zu zerstören. Die größte Glocke von Rouen, nach ihrem Stifter George d'Amboise genannt, ging auch 1793 in die Kanonengießerei. Man prägte auch Medaillen aus der Masse, welche die Legende trugen:

Monument de vanité
Détruit pour l'utilité
L'an deux de la liberté.

Hatten die Franzosen damals Gott abgeschafft, so brauchten sie natürlich auch keine Glocken.

Dagegen wurden nach glorreich vollendeten Kriegen auch oft eroberte Geschütze wieder zu Glocken umgegossen, wie wir in der neuesten Zeit zu erfahren genug Gelegenheit fanden.

Wann wird endlich die Stunde schlagen, welche die Glocke überall Schiller's Wort zur Wahrheit werden läßt?

„Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.“

---

## 11. Das Niclasfest.

Der Kalender verzeichnet am 6. Dezember den Namen des h. Nicolas. Mit diesem Tage beginnt in katholischen Ländern, vorzüglich in Oesterreich, der Cyclus jener Feste, die in erster Linie der Kinderwelt geweiht sind; man könnte sagen, daß diese Feste für die Kleinen das vorstellen, was die Theatersaison für die große Welt. Am Niclasfest werden die Kinder beschenkt, und es sei mir erlaubt, aus Erinnerungen meiner eigenen Jugend das dramatische Element, unter welchen diese Beschenkung vor sich ging, der Vergessenheit zu entziehen, denn nach und nach verblassen alle diese alten Gebräuche oder werden ganz aufgegeben. Ich versetze mich fünfzig Jahre zurück nach Böhmen und erinnere mich, wie schon lange Zeit voraus ich und meine Geschwister und Gespielen mit einer heiligen Scheu dem Niclasfest entgegensahen. Was wird der Nicolo bringen? das war der Gedanke eines Jeden, das Gespräch Aller. Endlich erschien der feierliche Abend; der Tisch war zum Abendimbiß gedeckt, wir sollten uns eben niederlassen, da erklingt die Glocke vor der Thür, ein Zeichen, daß der Nicolo so eben vom Himmel herabgekommen ist, um Musterung über die

Kinderwelt und schwere Prüfung abzuhalten. Zwei Regeln wurden tagelang den Kindern vorgehalten: die Schulbücher in Ordnung zu halten und sich ja nicht beikommen zu lassen, dem himmlischen Besuche in's heilige Antlitz zu schauen, da man leicht seine Augen dabei riskire. Man kann sich denken, mit welcher Ehrfurcht man dem heiligen Besuche entgegensah. Dieser trat denn ein, in der Kleidung eines Bischofs, mit langem weißen Bart, mit Pluvial und Mitra. Irgend ein guter Freund der Familie hatte diese Rolle übernommen und entweder Gelegenheit gehabt, das nöthige Costüm aus einer Sakristei zu entleihen oder aus Papier sich selbst herzustellen; aus Werg wurde der falsche Bart gemacht. Mit einer heiligen Scheu saßen wir Kinder ruhig beim Tisch: zuerst mußte man zeigen, ob man ordentlich beten könne, dann ein Bruchstück lesen, die Schreibhefte vorlegen. Ging Alles glatt weg, so wurde noch mit feierlicher Stimme der Vater, die Mutter befragt, wie sie mit dem sonstigen Betragen ihrer Kinder zufrieden seien. Fiel die Antwort gleichfalls günstig aus, so wollte der h. Nicolo den lieben Kleinen einige Geschenke als Belohnung zurücklassen. Mit dem Transport derselben gab er sich nicht selbst ab, er war stets von zwei Wesen begleitet, die seiner vor der Thüre harrten und seine Escorte bildeten, der Engel und der Teufel. Beide gaben ihre Gegenwart während des ganzen heiligen Besuches zu erkennen, der Engel läutete die Glocke, der Teufel rasselte mit den Ketten. Da die Prüfung zur Zufriedenheit ausfiel, so schob der Engel die mannigfachen Geschenke herein, Kinderspielsachen, Bücher,

Bilderbogen, Kleider und so mehr. Merkwürdig traf er oft ganz genau die lange früher geäußerten heißesten Wünsche der Kinder, was leicht dahin erklärt wurde, daß er als ein Heiliger ihre Wünsche genau kenne. Der Teufel machte sich dann das Vergnügen, eine bemalte und mit Flittergold behängte Ruthe in's Zimmer zu werfen, die dann hinter den Spiegel placirt wurde als Warnungszeichen gegen Ungehorsam oder andere Fehler.

Hatte sich der Besuch empfohlen — man hörte noch von der Thüre oder von der Treppe her das Geschrei der Dienstboten, die vom Teufel für ihre Fehler hart gezüchtigt wurden — dann war die Zunge gelöst, besonders am Betrachten und Genießen der direct vom Himmel stammenden Gaben. Wenn man dann beim Essen seinen Teller aufhob und darunter einen blanken Silberzwanziger fand, so war des Jubels kein Ende. Wie das Geldstück unter den Teller hingezaubert wurde, darüber nachzugrübeln gab es nicht Zeit noch Lust. Einem so reichen heiligen Manne ist ein solches Kunststück eine wahre Kleinigkeit. Nur die älteren Kinder, besonders Mädchen, waren oft dem Scepticismus weniger verschlossen, und so manches Backfischchen, das ein Auge schon zu riskiren sich entschlossen, und damit in das Gesicht des Nicolo hinschielte, meinte dann, wenn der Bart nicht wäre, möchte sie wetten, es wäre Onkel Anton oder Herr X. gewesen. Wenn dann die Kleinen auf ihre Art diesen gottlosen Bemerkungen entgegentraten und in selbem Augenblick Onkel Anton oder Herr X. wie ein unverhoffter Besuch eintrat und zu erzählen wußte,

welchen Kampf er so eben mit dem Teufel bestanden, dann stand der Glaube der arglosen Jugend fest, aber Fräulein Schwester untersuchte noch lange musternd und grübelnd das Gesicht des Besuches, um mit Kopfschütteln zum alten Zweifel zurückzukehren, besonders wenn irgend eine Spur vom Werg am Kleide hängen geblieben.

So war das Nicolofest in bürgerlichen Kreisen für die Jugend gefeiert worden. In der Nacht mußten die Kinder noch ihre Strümpfe an's Fenster legen, die dann am nächsten Morgen mit Obst und Näschereien angefüllt waren, Alles Geschenke des h. Nicolo.

Auf dem Lande in den niederen Sphären der Gesellschaft artete freilich die Geschichte oft sehr aus; für die Erwachsenen hat denn auch die ganze Scenerie keine Bedeutung mehr, der Teufel war oft sehr unverschämt, bekam auch zuweilen tüchtige Prügel; oft entstanden Raufereien, daß die Polizei einschreiten mußte.

Wenn man schließlich der Ursache nachforscht, warum sich gerade an die Persönlichkeit des h. Nicolo die Beschenkung der Kinder anschließt, so giebt die Legende Antwort darauf. Der h. Nicolaus von Bari (zum Unterschiede von seinem 1000 Jahre jüngeren Namensvetter von Tolentino) war Bischof von Myra und lebte im 4. christlichen Jahrhundert. Da gab es in der Stadt große Hungersnoth und viel Elend und der Heilige soll dann herumgegangen sein und durch das Fenster Brod oder Geld den Bedürftigsten zugeworfen haben. So that er es auch in einem Hause, wo der verzweifelnde Vater

mit drei Töchtern wohnte, die durch die Noth nicht allein dem Elende, sondern auch der Gefahr, sich der Sünde in die Arme werfen zu müssen, preisgegeben waren. Fra Angelico hat diese Scene in seiner naiven Art durch ein Gemälde verewigt, das sich im Vatican befindet. So wurde der h. Niclas ein Geschenkausspender für die Kinderwelt.

Auf ähnliche Art wurde das Niclasfest in Holland gefeiert. J. Houbraken hat nach einem Bilde von C. Troost eine Darstellung hinterlassen, die uns eine Familie im Augenblick zeigt, als Nicolas sich eben entfernt hat; die braven Kinder erfreuen sich an den Geschenken, während dem Unartigen mit der Ruthe gedroht wird. Das Bild befand sich ehedem im Cabinet des Dr. Muilman.

Im protestantischen Deutschland hat sich der Heilige in die nebelhafte Gestalt des Krampus oder des Weihnachtsmannes verwandelt. Bei dieser Metamorphose ging aber das poetische und dramatische Element ganz verloren.

---

## 12. Zur Ikonographie der Kreuzigung.

Ueber das Kreuz und dessen Verwendung auf dem weiten Gebiete der Kunst besitzen wir bereits in allen Sprachen der Culturvölker zahlreiche Abhandlungen und Werke. Wenn wir hier denselben Gegenstand einer kürzeren Besprechung unterziehen, so glauben wir, daß es selbst dem gebildeten Kunstlaien nur erwünscht kommt, über einzelne von ihm vielleicht bisher nur wenig oder gar nicht beachtete Momente dieses interessanten Objectes der christlichen Kunst orientirt zu werden. Wir wollen auch allgemein Bekanntes ganz kurz berühren, nur um damit den Faden der Einheit für die Darstellung zu gewinnen.

Bekanntlich kennt die früheste Zeit der christlichen Kunst keine Darstellung des Kreuzes, und zwar so lange die Kreuzigung als eine Strafvollstreckung an gemeinen Verbrechern vom römischen Gesetzbuche autorisirt war. Der Grund ist leicht einzusehen, man wollte den Heiden kein Aergerniß geben (nach I. Corinth. 1., 23.) und sich nicht unnützerweise dem Gespötte preisgeben, daß man einen Gekreuzigten anbete. Daß ein solcher Spott nicht ausbleiben konnte, beweist eine

Carricatur, die man an der Mauer des Palatin gefunden hat (jetzt im Museo Kircheriano) und die dem 3. Jahrhundert angehört. Ein heidnischer Sklave hatte dieselbe, einen Gekreuzigten mit einem Eselskopf, den ein Mann anbetet, darstellend, auf die Wand gekratzt, um seinen christlichen Mitsklaven damit zu ärgern.

In den ältesten Malereien der Katakomben sucht man daher vergebens nach einer Darstellung des Kreuzes oder gar des Gekreuzigten. Man legte den Nachdruck auf die Auferstehung, auf das Leben, nicht auf den Tod. In diesem Glauben fand man Kraft gegen die dräuenden Gefahren. Um das Heiligste, die Person des Heilandes, nicht dem profanen Auge auszusetzen und Gelegenheit zur Lästerung zu geben, verbarg man sie mit geheimnißvollen Schleiern. Der Gläubige wußte ganz wohl, wo er einen Fisch oder einen Hirten zwischen Schafen dargestellt sah, daß man ihm unter diesem Monogramm Christum andeute. Der Fisch, griechisch ἰχθύς, hatte, wenn die einzelnen Buchstaben des Wortes als Anfangsbuchstaben von fünf Worten genommen wurden, die Bedeutung: Jesus Christus Gottes Sohn Erlöser. Als die christliche Religion nach langem Kampfe als Siegerin hervorging, da war die alte Arcandisciplin nicht mehr an ihrem Platze und das Kreuz trat als Symbol dieses Sieges in die Oeffentlichkeit. Das geschah im 5. Jahrhundert; aber das Kreuz war noch immer leer und es dauerte weitere hundert Jahre, bis man sich entschloß, mit dem Kreuze auch Jenen zu verbinden, der darauf sein Testament mit eigenem Blute besiegelt hatte, so

sehr kämpfte das Gefühl gegen das schmachvolle Leiden an einem Holze, das nur den gemeinsten Verbrechern als Strafe zuerkannt war.

Und auch da noch war die Verbindung anfänglich nur eine schüchterne, symbolische. Wo sich die Balken des Kreuzes decken, da war ein Lamm mit der Fahne angebracht — immer noch ist der Nachdruck auf den Sieg gelegt und nicht auf das Leiden. Zuweilen, wie in S. Nazareo und Celso in Ravenna, 440, oder in S. Lorenzo bei Rom, 578, ist nur das Lamm mit dem Kreuze abgebildet. Das Kreuz des Kaisers Justinian II. aus dem 6. Jahrhundert (jetzt bei St. Peter in Rom) trägt außer dem Lamm auch den segnenden Christus in einem Medaillon.

Als man den gekreuzigten Heiland am Kreuze darstellte, da hatte man ihm ein bartloses Gesicht gegeben. In der ältesten Zeit trug der nackte Heiland — wohl geschichtlich begründet — ein Lendentuch. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts nahm man an der Nacktheit Anstoß und gab dem Gekreuzigten ein vollständiges Gewand. Die Rückkehr zum Lendentuch erfolgte erst viel später.

In der orientalischen Kirche hat sich die Darstellung des Crucifixes zuerst ausgebildet, von da ging sie nach Rom und in die andere abendländische Christenheit über. Es wurde in Kirchen als Ornament verschiedenartig angebracht, es diente als Verzierung der Manuscripte und endlich als Brustkreuz zum Tragen. In letzterer Form enthielt es oft Reliquien und kam als sehr geschätztes Geschenk von Konstantinopel,

später von Rom an verschiedene abendländische Höfe, wie z. B. an Carl d. Gr.

Auch die historische Darstellung des Calvarienberges hat, freilich etwas später, im Orient den Ursprung. Zu den ältesten dieser Art dürfte wohl ein Bild aus der Zeit des Kaisers Justinian gehören, das etwa um die Mitte des 6. Jahrhunderts gemalt wurde; die Darstellung in einem Evangelium-Manuscript des Klosters Zagba in Mesopotamien ist vom Jahre 586*).

Vom archäologischen Standpunkte ist die Art und Weise, wie die neuere Kunst die Kreuzigung, d. h. das Annageln Jesu an das Kreuz darstellt, ganz falsch. Das Kreuz hatte in der Mitte einen Pflock, auf welchem der Verurtheilte zu sitzen kam; die Kunst hat sich an diese Form nicht gebunden, sondern Jesum am Kreuze nur von den Nägeln festhalten lassen, oder unter seine Füße ein Bänkchen angebracht. Auch das Befestigen mit Nägeln auf dem am Boden liegenden Kreuze, wie die neuere Kunst es darzustellen liebt, ist nicht historisch; das Kreuz stand zuerst aufrecht und fest und der Verurtheilte mußte auf der Leiter hinaufgebracht werden. In der Legende der h. Magdalena lesen wir, daß Christus auf der Leiter selbst ohne welche Hilfe emporgestiegen sei, und in dieser Art hat denn auch Fra Angelico (gest. 1455) die

*) Im Jahrbuch der k. preuß. Kunstsammlungen publicirt E. Dobbert im I. Bande zwei Crucifixe (an der Thür von S. Sabina und im brit. Mus.), die sogar in das 5. Jahrhundert verlegt werden.

Kreuzigung dargestellt. — Als bekannt dürften wir voraussetzen, daß die älteste Kunst vier Nägel bei der Darstellung der Kreuzigung anbrachte, indem jeder Fuß von einem besonderen Nagel durchbohrt wurde. Diese Form entspricht der Geschichte, während die später in Anwendung gekommene, bei der man die Füße über einander legte und mit einem einzigen Nagel durchbohrte, der Geschichte wie der Anatomie widerspricht.

Auch die Form des Kreuzes variirt in der Kunst. Die bekannteste ist die, wo der Querbalken den verticalen an irgend einer Stelle durchdringt, oder die andere, wo der Querbalken die Spitze des aufrechtstehenden in seiner Mitte tangirt, so daß dann das Kreuz die Form eines T bildet. Weniger üblich und darum selten vorkommend ist die Form des Kreuzes, die einem Y gleich. In dieser letzteren kommt es auf dem Schulterblatte alter Meßgewänder vor, so auch im Museum zu Braunschweig. Wenn Bock der Meinung ist, daß diese Form des Kreuzes das Pallium des Bischofs nachbilden soll (wodurch solche Meßgewänder sich als bischöfliche herausstellen würden), so muß dagegen gesagt werden, daß dieselbe Form auch zuweilen in Gemälden verwendet wurde, wobei natürlich an ein Pallium nicht zu denken ist, so in einer Freske der Capelle S. Silvestro in Rom mit dem Datum 1248. Wir glauben vielmehr, daß wir in dieser Form die Grundidee eines Baumes (ein Stamm mit zwei Aesten) haben, und spätere Künstler haben oft und ausgesprochener dem Kreuze diese Gestalt gegeben. Der Stamm

wie die Aeste haben dann grüne Farbe, die Narben der abgehauenen Aeste sind roth. So kommt es in einer Bilderhandschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts im britischen Museum, so auch im kostbaren Manuscript Mater verborum im Prager Museum vor, ferner auf vielen Miniaturen des früheren Mittelalters, selbst ein Crucifix aus Elfenbein aus dem 11. Jahrhundert hat diese Form. Die Bedeutung dieser Form ist unschwer zu finden. Das Kreuz Christi wird als Baum des Lebens dem verhängnißvollen Baume im Paradiese entgegengesetzt, worauf auch die Schlange hindeutet, die überhaupt am Fuße des Kreuzes oft angebracht wird, nach dem Gebete der Kirche am Kreuzfeste: ut, qui in ligno vincebat, in ligno quoque vinceretur (damit sie — die Schlange — die am Holze siegte, auch wieder am Holze besiegt werde). Das Wort „Holz" bildet die Vermittlung zwischen beiden Begriffen, man nennt den Baum und das Kreuz „Holz".

Eine alte Sage dürfte hier auch zu berücksichtigen sein, die Jacobus a Voragine in seiner goldenen Legende mittheilt und die das Kreuz mit einem Baume des Paradieses in Verbindung bringt. Hier ist es aber nicht der Baum, dessen Früchte verboten waren, sondern der Baum des Lebens, welcher Unsterblichkeit verlieh. Als Adam zum Sterben war — so erzählt die Sage — eilte Seth zum Thor des Paradieses, um vom Lebensbaume eine Frucht zu holen und den Vater vom Tode zu retten. Dieser starb aber, bevor Seth zurückkam, und als man ihn begrub, legte Seth die Frucht (nach anderer

Variante einen Kern derselben) in das Grab, aus welcher ein großer, mächtiger Baum aufwuchs. Salomo ließ ihn fällen, um dessen Holz beim Tempelbau zu verwenden; da aber der Balken wunderbarer Weise bald zu lang, bald zu kurz sich erwies, warf man ihn als unbrauchbar bei Seite, worauf er als Steg über den Bach Kidron diente. Als Jesus gekreuzigt werden sollte, zimmerte man das Kreuz aus diesem Balken, und so wurde es in doppeltem Sinne ein Baum des Lebens.

Mehr emblematisch oder allegorisch dürfte die Darstellung in einem Münchener Manuscript zu nehmen sein; Christus steht auf den Zweigen eines Baumes (nicht angenagelt, sondern segnend), umgeben von den Symbolen der Evangelisten. Noch klarer zeigt sich das symbolische Moment auf einem Kupferstich von Mallery, auf welchem das Kreuz als Weinstock aufgebaut ist; offenbar in Bezug auf das Wort Christi: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben."

Daß die Kunst durch die Darstellung des Kreuzes in der Form eines Baumes nach dem Paradiese hindeutet, ergiebt sich aus dem Todtenkopf, der am Fuße des Kreuzes in der Regel zu sehen ist. Man könnte sich hier vielleicht mit der allgemeinen Erklärung begnügen, daß der Schädel den Tod bedeute, dessen Schrecken durch den Tod des Gerechten am Kreuze gehoben sei. Aber die Künstler hat hier noch ein specieller Grund beeinflußt, der sich freilich mit dem allgemeinen vereinigen läßt.

Der Calvarienberg heißt nämlich auch die Schädelstätte,

und zwar nicht etwa im Sinne eines Richtplatzes genommen. Eine alte Sage, die indessen in einigen Nebenumständen variirt, läßt Adam (und auch Eva) auf diesem Berge begraben werden. Als man die Grube zum Kreuze machte, soll man Adam's Gebeine ausgegraben haben. Theophylactus und Epiphanias berichten, daß man dieser Sage Glauben gab. Die Kunst ergriff gerne diese Sage, die ihr Gelegenheit bot, die Tragik des Calvarienberges noch drastischer zu gestalten, als sie es bereits durch die geschichtliche Thatsache war. Deswegen blieb sie auch nicht beim bloßen Schädel stehen, sondern ließ Adam unter dem Kreuze aus dem Grabe auferstehen, wozu der biblische Bericht, daß beim Tode Christi sich die Gräber öffneten und viele entschlafene Gerechte aufstanden, die Folie mag gebildet haben. Auf einem Mosaikbilde der alten vatikanischen Kirche steigen zwei Menschen (Adam und Eva?) unter dem Kreuze aus dem Grabe hervor. Auf einem Glasfenster der Cathedrale zu Beauvais sieht man unter dem Kreuze den vom Blute Christi erweckten Adam, der seinem Erlöser Anbetung zollt. In der St. Cunibertkirche zu Köln wächst der Kreuzbaum mit reicher Verzweigung (wie ein Stammbaum) aus der Brust Adam's hervor, der auf der Erde zwischen vier Strömen liegt.

Auch diese vier Ströme sind eine Hindeutung auf das Paradies, es sind die vier Ströme, die aus demselben hervorströmen, und sie kommen auf der genannten Darstellung nicht als Ausnahme vor.

Auf einer sehr alten Darstellung in Mosaik im Lateran

zu Rom steht das Kreuz auf einem Berge, dem vier Flüsse entspringen, welchen zwei Hirsche zueilen. Mit dieser Zugabe hat der Künstler sinnig eine Illustration zum 41. Psalm gegeben.

Als eines Curiosums sei hier erwähnt, daß auf einem Diptychon der Herzogin Agiltrude von Spoleto (in Elfenbein um 950 ausgeführt) unter dem Kreuze die Wölfin mit Romulus und Remus angebracht ist. Die Bedeutung dieser Zugabe ist etwas räthselhaft, und die Erklärung, daß damit angezeigt werden solle, Christus habe mit seinem Tode die ganze Welt, deren Hauptstadt Rom war, erworben, kommt mir doch zu gezwungen vor. Wollte der Künstler damit vielleicht andeuten, daß am Kreuze ein Brudermord vorliege, indem Jesus von seinem eigenen Volke verurtheilt wurde? Oder sollte die Grausamkeit Israels noch mehr markirt werden, indem sie über jene des wilden Thieres gestellt wurde? Oder sollte hier ein höherer Gedanke zu Grunde liegen, daß Jesus mit seinem Tode die beiden feindlichen Brüder — Judenthum und Heidenthum — versöhnen wollte?

Auch der obere Theil des Kreuzes besitzt durch die Darstellungen, welche Künstler hier anzubringen für gut fanden, ein gewisses Interesse. In der Regel ist über dem Haupte des Gekreuzigten die Tafel angebracht, die bei Verbrechern die Ursache ihrer Verurtheilung angab. Jeder weiß, was die Buchstaben I N R I zu bedeuten haben. Auf größeren Bildern neueren Datums kommen die vier Worte auch zuweilen ganz ausgeschrieben vor. Aber nicht immer ist dieses Mono-

gramm der Inhalt der Tafel; die Künstler dehnten das jüdische Königthum Jesu in's Unendliche aus, indem sie auf die Tafel ein Alpha und Omega schrieben; so auf einem sehr alten Crucifix in Lucca. Auf der Tafel eines anderen Kreuzes, das in Mailand im Grabe des h. Celsus gefunden wurde, steht in griechischen Buchstaben Ph. und S., was offenbar Phos, d. h. Licht bedeuten soll; „ich bin das Licht der Welt".

Außer dieser Tafel liebten es Künstler altchristlicher Zeit, hier zwei Symbole anzubringen, die in der That tiefsinnig sind. Einmal ist es der Pelikan, der über seinem Neste die Jungen mit seinem Blute nährt, ein Symbol der Wirksamkeit des Erlösungstodes Jesu, der durch den Psalmisten von sich sagt: „ich bin der Pelikan der Wüste" (Ps. 101). Diese Idee ist auf einem Prozessionskreuze aus Gemona in Friaul (14. Jahrhundert) dargestellt. Auch der Phönix kommt vor, so auf dem in Elfenbein gearbeiteten Deckel eines Evangelium-Codex in Darmstadt (12. Jahrhundert). Es deutet den Sieg Jesu über Tod und Verwesung an. Die unzähligemal vorkommenden vier Evangelisten an den vier Enden der Kreuzbalken sind leicht zu erklären, sie sind die vier historischen Documente oder Siegel als Beglaubigung des Kreuztodes Jesu.

Eine andere Beigabe des Kreuzes giebt mehr Stoff zum Nachdenken. Bekanntlich sieht man an Darstellungen des Calvarienberges über den beiden Armen Jesu die Sonne und den Mond; auch die alten Bildhauer ließen sich zuweilen diese Beigabe nicht entgehen und brachten sie an den Querbalken

selbst an, wie an einem Crucifix in Emmerich und auf einem bischöflichen Kamm im Museum zu Cöln, auf welchem die Kreuzigung in Elfenbein geschnitten ist. (Ein solcher Kamm mit heiliger Darstellung diente keineswegs zum Profangebrauch, sondern bei der Bischofsweihe, indem man mit demselben das mit h. Oel gesalbte und darauf gereinigte Haar in Ordnung brachte.) Das älteste bekannte Vorkommen der beiden Gestirne mag jenes im obengenannten Evangeliumcodex des Klosters Zagba sein. Man wollte in diesen Gestirnen die beiden Naturen Christi angedeutet finden, so daß die göttliche Natur in der Sonne, die sterbliche menschliche im veränderlichen Mond ihr Symbol hätte. Diese Erklärung ist zu gesucht, und wenn wir auf die Form achten, unter welcher Sonne und Mond oft auftreten, werden wir leicht die zutreffende Erklärung finden. Es soll eben nichts als die biblische Erzählung illustrirt werden, daß beim Tode Jesu sich beide Gestirne verfinsterten. Diese Verfinsterung haben die Künstler in naivster Weise als eine Trauer um ihren Schöpfer aufgefaßt und deshalb der Sonne wie dem Monde menschliche Gestalt gegeben — wenigstens ein Antlitz. Die also personificirten Gestirne drücken ihre Verfinsterung dann aus, daß sie trauernd ihr Gesicht verhüllen. So finden wir sie in einem Gedichte des Gottfried von Weißenburg, der um 860 in St. Gallen studirte, in seiner Evangelienharmonie, so auf dem alten Relief der Externsteine, auf einer Miniatur, die sich im Regensburger Manuscript aus dem 14. Jahrhundert — jetzt in München — befindet und sonst noch oft.

Es ist nicht ohne tiefere Bedeutung, daß auf dem bereits erwähnten Crucifix aus dem Grabe des h. Celsus das Wort: Phos (Licht) zwischen Sonne und Mond steht. Das naive Frühmittelalter hat diese Lichtberaubung der beiden Gestirne auch damit ausgedrückt, daß sie ihnen ausgelöschte Fackeln in die Hand gab, wie auf dem bereits erwähnten Diptychon der Herzogin Agiltrude, auf einem Buchdeckel von Elfenbein in München und noch öfter.

Andere Künstler gingen noch weiter, sie waren selbst mit der Personificirung nicht zufrieden und griffen in die klassische Mythologie zurück, indem sie Sol und Luna ganz im Geiste der Alten darstellten. So befremdend auf den ersten Blick ein solcher Schritt für die frühesten christlichen Jahrhunderte erscheinen mag, die Thatsache ist nicht zu leugnen, und Jene haben Unrecht, die da meinen, Nicola Pisano (13. Jahrhundert) wäre der erste gewesen, der antike Motive in die Kunst herübergetragen und so die Bahn für die Renaissance vorbereitet hätte. In einem Manuscript des italienischen Klosters Farfa, welches dem 10. Jahrhundert angehört, sehen wir die Sonne und den Mond im Sinne der Alten in einem Wagen; der Sonnenwagen wird von vier Rossen, der des Mondes von vier Kühen gezogen. In der antiken Kunst kennt man zwar nur zwei Kühe, aber der Künstler hat sie der Gleichförmigkeit zu lieb verdoppelt. Ebenso finden wir sie dargestellt am Evangelarium Bambergense aus dem 11. Jahrhundert, wogegen auf einem kostbaren Reliquienkästchen aus Elfenbein im Braunschweiger Museum nur je ein Paar zu sehen ist.

Ein solches Zurückgreifen auf antike Motive darf uns gar nicht in Erstaunen setzen. Bereits in den Katakomben, zu einer Zeit, da man sich an eine Darstellung des Kreuzes noch nicht wagte, finden wir die Gestalt des Orpheus (in der Katakombe des h. Calixtus), und dieser stellte für die eingeweihten Christen Niemand geringeren als Christum vor! Ebenso wurde auf einer Taufe Christi in Battisterio S. Giovanni zu Ravenna (um 400) der Jordan durch einen Flußgott, ganz im antiken Style, vorgestellt. Auch auf dem erwähnten Braunschweiger Reliquienkästchen ist auf der Rückseite die Taufe Christi und der Jordan als ein Flußgott dargestellt. Aehnliche Züge, die der antiken Welt entnommen sind, ließen sich wohl noch vermehren. Die genannten dürften genügen, uns die Anwendung antiker Formen selbst bei der Kreuzigung in minder auffallendem Licht erscheinen zu lassen.

Endlich finden wir auf Darstellungen des Calvarienberges noch andere allegorische Figuren, die sich leicht erklären lassen und nur darum befremdend wirken, weil sie neben den historischen stehen. So findet man am Fuße des Kreuzes zuweilen die beiden Gestalten der Kirche und der Synagoge; erstere, mit der Siegesfahne, fängt das Blut Christi in einen Kelch auf, letztere mit einer Binde um die Augen, mit Gesetztafeln und dem Messer der Beschneidung auf der Erde liegend. So zu sehen auf dem Sacramentarium von Metz, jetzt in Paris. Auch die Gestalten des Lebens und des Todes kommen vor, erstere mit freudigem Blick zum Crucifixus gewendet, während des Todes Sense gebrochen ist. Ein Beispiel bietet das be-

reits erwähnte Manuscript von Regensburg. Als einer Curiosität sei schließlich Erwähnung gethan, daß auf einer Freske des 4. Jahrhunderts in Florenz die Soldaten um das Gewand Jesu nicht würfeln, sondern die Mora spielen.

---

Buchdr. der „Volks-Zeitung", Akt.-Ges., Berlin.



